



Leseprobe

Donna Tartt

Der Distelfink Roman

„Eine tolle Geschichte... . Die Sprache und die Tonalität in dem Buch gefallen mir sehr gut.“ 17.12.2015

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 1024

Erscheinungstermin: 19. Oktober 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Als Theo Decker dreizehn Jahre alt ist, verliert er seine Mutter durch ein tragisches Unglück. Er versinkt in tiefer Trauer. Auch das Gemälde, das verbotenerweise in seinem Besitz ist und ihn an seine Mutter erinnert, kann ihm keinen Trost spenden. Ganz im Gegenteil: Mit jedem Jahr, das vergeht, kommt er immer weiter von seinem Weg ab und droht, in kriminelle Kreise abzurutschen. Es scheint geradezu, als würde ihn das Gemälde, das ihn auf merkwürdige Weise fasziniert, in eine Welt der Lügen und falschen Entscheidungen ziehen, in einen Sog, der ihn unaufhaltsam mit sich reißt ...



Autor

Donna Tartt

Donna Tartt ist eine amerikanische Autorin, die für ihre in vierzig Sprachen übersetzten Romane stets von Kritik und Publikum gefeiert wurde. Ihr erster Roman, »Die geheime Geschichte«, wurde 1992 veröffentlicht. Im Jahr 2003 erhielt sie den WH Smith Literary Award für ihren Roman »Der kleine Freund«, der auch für den Orange Prize for Fiction nominiert war. Für ihren zuletzt geschriebenen Roman, »Der Distelfink«, wurde sie mit dem Pulitzer-Preis und der Andrew Carnegie Medal for Fiction ausgezeichnet.

Buch

Es passiert, als Theo Decker dreizehn Jahre alt ist. An dem Tag, an dem er mit seiner Mutter ein New Yorker Museum besucht, verändert ein schreckliches Unglück sein Leben für immer. Er verliert sie unter tragischen Umständen und bleibt allein und auf sich gestellt zurück, denn sein Vater hat die Familie schon längst im Stich gelassen. Theo versinkt in tiefer Trauer, die ihn lange nicht mehr loslässt. Auch das Gemälde, das seit dem fatalen Ereignis verbotenerweise in seinem Besitz ist und ihn an seine Mutter erinnert, kann ihm keinen Trost spenden. Ganz im Gegenteil: Mit jedem Jahr, das vergeht, kommt er immer weiter von seinem Weg ab und droht, in kriminelle Kreise abzurutschen. Und das Gemälde, das ihn auf merkwürdige Weise fasziniert, scheint ihn geradezu in eine Welt der Lügen und falschen Entscheidungen zu ziehen, in einen Sog, der ihn unaufhaltsam mit sich reißt ...

Weitere Informationen zu Donna Tartt
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Goldfinch« bei Little, Brown and Company, New York.

Das Gemälde *Der Distelfink* (1654, Öl auf Leinwand) von
Carel Fabritius wurde abgedruckt mit freundlicher Genehmigung.

Copyright © The Bridgeman Art Library Limited.

Auszüge aus dem polnischen Lied »Ach, śpij kochanie«,

Copyright © Ludwik Starski und Henryk Wars 1938,

wurden verwendet mit freundlicher Genehmigung von Allan Starski.
Die Gedichtzeilen von Walt Whitman sind aus: »Walt Whitmans Werk
in 2 Bänden«, zweiter Band, ausgewählt, übertragen und eingeleitet
von Hans Reisiger, Berlin: S. Fischer Verlag, 1922.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2015

Copyright © 2013 by Tay, Ltd.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Design von Keith Hayes unter Verwendung

des Gemäldes »Der Distelfink« 1654 (Öl auf Leinwand)

von Carel Fabritius (1622-54), Mauritshuis, Den Haag,

Die Niederlande, The Bridgeman Art Library;

Redaktion: Frauke Brodd

TH · Herstellung: Han

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47360-1

www.goldmann-verlag.de

*Für Mutter,
für Claude*

I

Das Absurde befreit nicht, es bindet.

ALBERT CAMUS

KAPITEL 1

Junger Mann
mit Totenschädel

I

Noch während meines Aufenthalts in Amsterdam träumte ich zum ersten Mal seit Jahren von meiner Mutter. Über eine Woche war ich nun schon in meinem Hotel eingesperrt und hatte es nicht gewagt, jemanden anzurufen oder vor die Tür zu gehen. Die harmlosesten Geräusche brachten mein Herz ins Stolpern und Taumeln: die Aufzugglocke, das Rattern des Minibarwagens, sogar die Kirchturmuhren, wenn sie zur vollen Stunde schlugen – Westertoren, Krijtberg –, denn in ihr Dröhnen war ein dunkler Unterton gewirkt, eine unheilvolle Vorahnung wie aus einem Märchen. Tagsüber saß ich am Fußende des Bettes und versuchte, die holländischen Fernsehnachrichten zu entschlüsseln (ein hoffnungsloses Unterfangen, denn ich konnte kein Wort Niederländisch), und wenn ich kapituliert hatte, setzte ich mich ans Fenster, schaute auf die Gracht hinaus und trug dabei meinen Kamelhaarmantel über meiner Kleidung – ich hatte New York eilig verlassen, mit lauter Sachen, die nicht warm genug waren, nicht einmal im Inneren des Hotels.

Draußen herrschte überall munteres Treiben. Es war Weihnachten; abends funkelten Lichter an den Grachtenbrücken, und rotwangige *dames en heren*, deren Schals im eisigen Wind flatterten, rumpelten mit ihren Rädern über das Kopfsteinpflaster und hatten Tannenbäume auf die Gepäckträger gebunden. Nachmittags spielte eine Amateurkapelle Weihnachtslieder, die blechern und zerbrechlich in der Winterluft schwebten.

Chaotische Zimmerservicetabletts, zu viele Zigaretten, lauwarmer Wodka aus dem Duty-Free. In diesen rastlosen Tagen des Eingesperrtseins lernte ich jeden Zentimeter meines Zimmers kennen, genau wie ein Häftling seine Zelle. Ich war zum ersten Mal in Ams-

terdam, ich hatte fast nichts von der Stadt gesehen, und dennoch vermittelte mir schon das Zimmer in seiner tristen, zugigen, unpolierten Schönheit ein akutes Gefühl von Nordeuropa, wie ein Miniaturmodell der Niederlande: weiße Tünche und protestantische Rechtschaffenheit, durchmischt mit farbenfrohen luxuriösen Stoffen, geliefert von Handelsschiffen aus dem Orient. Ich verbrachte unvernünftig viel Zeit damit, ein winziges Paar goldgerahmter Ölbilder zu betrachten, die über dem Sekretär hingen. Das eine zeigte Bauern beim Eislaufen auf einem zugefrorenen Teich bei einer Kirche, das andere ein Segelschiff auf stolzer Fahrt über die raue, winterliche See: dekorative Reproduktionen, nichts Besonderes, aber ich studierte sie, als enthielten sie die Chiffre eines geheimen Schlüssels zum Herzen der alten flämischen Meister. Draußen klopfte Graupel an die Fensterscheiben und rieselte auf die Gracht herab, und trotz schweren Brokats und weicher Teppiche lag im winterlichen Licht doch ein frostiger Ton von 1943: Entbehrung und Knappheit, dünner Tee ohne Zucker, hungrig zu Bett.

Jeden Morgen in aller Frühe, wenn draußen noch alles schwarz war, bevor die Extrabesetzung ihren Dienst antrat und die Lobby sich füllte, ging ich die Treppe hinunter, um die Zeitungen zu holen. Das Hotelpersonal bewegte sich mit gedämpften Stimmen und leisen Schritten, und ihre Blicke glitten kühl über mich hinweg, als sähen sie mich gar nicht richtig, den Amerikaner aus der 27, der tagsüber nie herunterkam, und ich redete mir zur Beruhigung ein, dass der Nachtportier (dunkler Anzug, Bürstenhaarschnitt, Hornbrille) wahrscheinlich einigen Aufwand betreiben würde, um Ärger abzuwenden und Aufsehen zu vermeiden.

Die *Herald Tribune* brachte keine Meldung über mein Problem, aber die holländischen Zeitungen waren voll davon, dichte Blöcke von ausländischen Druckbuchstaben, aufreizend knapp außerhalb dessen, was ich verstehen konnte. *Onopgeloste moord. Onbekende.* Ich ging nach oben und wieder ins Bett (voll bekleidet, weil es im Zimmer so kalt war) und breitete die Zeitungen auf der Bettdecke aus: Fotos von Polizeiwagen, Absperrband, und sogar die Bildunter-

schriften waren nicht zu entziffern. Zwar tauchte mein Name nicht auf, aber ich bekam nicht heraus, ob sie vielleicht doch eine Beschreibung von mir hatten oder ob sie der Öffentlichkeit Informationen vorenthielten.

Das Zimmer. Der Heizkörper. *Een Amerikaan met een strafblad*. Das olivgrüne Wasser der Gracht.

Weil mir kalt und übel war und weil ich die meiste Zeit nicht wusste, was ich tun sollte (ich hatte nicht nur warme Sachen, sondern auch ein Buch vergessen), verbrachte ich fast den ganzen Tag im Bett. Mitten am Nachmittag schien es Nacht zu werden. Oft dämmerte ich, umgeben vom Knistern der verstreuten Zeitungen, im Halbschlaf vor mich hin, und meine Träume waren größtenteils von der gleichen unbestimmbaren Bangigkeit getrübt, die auch durch die wachen Stunden sickerte: Gerichtsverhandlungen, geplatzte Koffer auf dem Rollfeld, meine Kleider überall verstreut, und endlose Flughafenkorridore, durch die ich zu Flugzeugen rannte, von denen ich wusste, ich würde sie nie erwischen.

Dank meines Fiebers hatte ich viele und extrem lebhafte Träume, in denen ich mich schweißnass hin- und herwälzte und kaum wusste, ob es Tag oder Nacht war, aber in der letzten und schlimmsten dieser Nächte träumte ich von meiner Mutter. Es war ein kurzer, geheimnisvoller Traum, der sich eher anfühlte wie eine Heimsuchung. Ich war in Hobies Laden – besser gesagt, in einem spukhaften Traumraum, eingerichtet wie eine skizzenhafte Version des Ladens –, als sie plötzlich hinter mir auftauchte und ich sie in einem Spiegel sah. Bei ihrem Anblick war ich gelähmt vor Glück. Sie war es, bis ins kleinste Detail, bis zum Muster ihrer Sommersprossen. Sie lächelte mich an, schöner und doch nicht älter, mit ihrem schwarzen Haar und dem komisch aufwärtsgekräuselten Mund, kein Traum, sondern eine Erscheinung, die den ganzen Raum erfüllte: eine Kraft für sich, eine lebendige Andersheit. Und so gern ich es wollte, ich wusste, ich konnte mich nicht umdrehen. Sie direkt anzusehen wäre ein Verstoß gegen die Regeln ihrer Welt und der meinen. Sie war auf dem einzigen Weg zu mir gekommen, der ihr offenstand, und für einen langen,

stillen Augenblick trafen sich unsere Blicke im Spiegel. Aber gerade, als sie anscheinend etwas sagen wollte – in einer Kombination aus Erheiterung, Zuneigung und Verdruss –, schob sich eine Dunstwolke zwischen uns, und ich wachte auf.

II

Alles hätte sich zum Besseren gewendet, wenn sie am Leben geblieben wäre. Aber sie starb, als ich klein war, und obwohl ich an allem, was mir seitdem passiert ist, zu hundert Prozent selbst schuld bin, verlor ich doch mit ihr den Blick für jede Art von Orientierungspunkt, der mir den Weg zu einem glücklicheren Ort hätte zeigen können, hinein in ein erfüllteres oder zuträglicheres Leben.

Ihr Tod also der Grenzstein. Vorher und Nachher. Und auch wenn es so viele Jahre später ein trostloses Eingeständnis ist, habe ich doch nie wieder jemanden kennengelernt, der mir wie sie das Gefühl gab geliebt zu werden. In ihrer Gesellschaft erwachte alles zum Leben. Sie verströmte ein verzaubertes Theaterlicht, und was man durch ihre Augen sah, leuchtete in kräftigeren Farben als sonst. Ich erinnere mich, dass ich ein paar Wochen vor ihrem Tod spätabends in einem italienischen Restaurant im Village war und wie sie mich am Ärmel packte angesichts der plötzlichen, beinahe schmerzhaften Schönheit einer Geburtstagstorte mit brennenden Kerzen, die in einer Prozession aus der Küche hereingetragen wurde, ein matter Lichtschein, der flackernd über die dunkle Decke huschte, und wie die Torte im Kreis der Familie auf den Tisch gestellt wurde und das Gesicht einer alten Lady selig leuchten ließ, während ringsum gelächelt wurde und die Kellner mit den Händen auf dem Rücken zurückwichen – ein gewöhnliches Geburtstagsessen, wie man es überall in einem preiswerten Downtown-Restaurant zu sehen bekommen kann, und ich bin sicher, ich würde mich gar nicht daran erinnern, wenn sie nicht so kurz danach gestorben wäre, aber nach ihrem Tod habe ich immer wieder daran gedacht, und wahrscheinlich werde ich

mein Leben lang daran denken – an diese Runde im Kerzenschein, ein *tableau vivant* des täglichen, alltäglichen Glücks, das ich verlor, als ich sie verlor.

Und sie war schön. Das ist eigentlich zweitrangig, aber sie war es. Als sie frisch aus Kansas nach New York gekommen war, arbeitete sie als Teilzeit-Model, obwohl ihr Unbehagen vor der Kamera zu groß war, als dass sie es gut gekonnt hätte: Was immer sie Besonderes an sich hatte, es fand seinen Weg nicht auf den Film.

Aber sie war ganz und gar sie selbst: eine Rarität. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals einen Menschen gesehen zu haben, der wirklich Ähnlichkeit mit ihr gehabt hätte. Sie hatte schwarzes Haar, helle Haut, die im Sommer von Sommersprossen gesprenkelt war, und porzellanblaue Augen, in denen helles Licht leuchtete, und in ihren schrägen Wangenknochen lag eine so exzentrische Mischung aus Naturvolk und keltischem Zwielight, dass die Leute manchmal vermuteten, sie stamme aus Island. In Wahrheit war sie halb Irin, halb Cherokee und kam aus einer Kleinstadt in Kansas an der Grenze zu Oklahoma, und sie brachte mich gern zum Lachen, indem sie sich selbst als Okie bezeichnete, obwohl sie hochglänzend, nervös und elegant wie ein Rennpferd war. Auf Fotos kommt dieser exotische Charakter leider ein bisschen zu hart und unerbittlich zum Vorschein – die Sommersprossen mit Make-up übertüncht, das Haar im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden wie bei einem Edelmann in der *Geschichte vom Prinzen Genji* –, und was überhaupt nicht herüberkommt, ist ihre Wärme, ihre unberechenbare Fröhlichkeit, die ich an ihr am meisten liebte. An der Stille, die sie auf Bildern ausstrahlt, wird deutlich, wie sehr sie der Kamera misstraute; sie scheint sich auf wachsam tigerhafte Weise gegen einen Angriff zu wappnen. Aber im Leben war sie nicht so. Sie bewegte sich mit erregender Flinkheit, mit plötzlichen, leichten Gebärden, und hockte immer auf der Stuhlkante wie ein lang gestreckter, eleganter Sumpfvogel, der gleich erschrocken davonflattern wird. Ich liebte ihr Sandelholzparfüm, so rau und unerwartet, und ich liebte das Rascheln ihrer gestärkten Bluse, wenn sie sich herunterbeugte, um mich auf

die Stirn zu küssen. Wenn sie lachte, wollte man wegwerfen, was immer man tat, und ihr die Straße hinunter folgen. Wo sie hinkam, schauten die Männer sie aus dem Augenwinkel an, und manchmal warfen sie ihr Blicke zu, die mich ein bisschen störten.

Ihr Tod war meine Schuld. Andere Leute versichern mir immer ein bisschen vorschnell, dass dem nicht so wäre, und jawohl, *nur ein Kind, wer hätte das ahnen können, schrecklicher Unfall, einfach Pech, hätte jedem passieren können* – das alles ist wahr, und ich glaube kein Wort davon.

Es passierte in New York, am 10. April, vor vierzehn Jahren. (Sogar meine Hand sperrt sich gegen das Datum. Beim Schreiben musste ich Druck ausüben, nur damit der Stift sich weiter über das Papier bewegte. Es war immer ein völlig normaler Tag, aber jetzt ragt er aus dem Kalender wie ein rostiger Nagel.)

Wäre der Tag planmäßig verlaufen, hätte er sich anonym in den Himmel verflüchtigt, spurlos wie der Rest meines achten Schuljahrs. Was wüsste ich jetzt noch davon? Wenig oder gar nichts. Aber natürlich ist die Textur jenes Morgens noch klarer zugegen als die des heutigen Tages, bis hin zu der mit Feuchtigkeit beladenen Luft. In der Nacht hatte es geregnet, ein schreckliches Unwetter; Geschäfte standen unter Wasser, und zwei U-Bahn-Stationen waren geschlossen. Wir beide warteten auf dem pitschnassen Teppich vor unserem Apartmentgebäude, während ihr Lieblingsportier, Goldie, der sie anbetete, mit erhobenem Arm in Richtung 57th Street zurückging und nach einem Taxi pfiß. Autos rauschten in schmutzig aufsprühenden Tropfenschleiern vorüber. Dicke Regenwolken wälzten sich über Hochhaustürme, rissen auf und umzingelten die klaren blauen Flecken am Himmel. Unten auf der Straße, unter den Auspuffgasen, war der Wind feucht und weich wie im Frühling.

»Ah, das ist besetzt, Lady«, rief Goldie durch den tosenden Straßenlärm und trat beiseite, als ein Taxi spritzend um die Ecke kam und sein Licht abschaltete. Er war der kleinste unter den Portiers, ein schwächlicher, dünner, lebhafter kleiner Kerl, ein hellhäutiger Puerto Ricaner und ehemaliger Federgewicht-Boxer. Sein Gesicht war zwar

vom Trinken aufgedunsen (manchmal, wenn er zur Nachtschicht erschien, roch er nach J&B), aber er war immer noch drahtig, muskulös und flink – dauernd alberte er herum, dauernd machte er eine Zigarettenpause unten an der Ecke, trat von einem Fuß auf den anderen, blies sich auf die weißbehandschuhten Hände, wenn es kalt war, und erzählte Witze auf Spanisch, sodass die anderen Portiers sich kaputtlachten.

»Sie ganz eilig heute Morgen?«, fragte er meine Mutter. Auf seinem Namensschild stand BURT D., aber alle nannten ihn Goldie, wegen seines Goldzahns und weil sein Nachname, de Oro, auf Spanisch »Gold« bedeutete.

»Nein, wir haben reichlich Zeit, es geht schon.« Aber sie sah erschöpft aus, und ihre Hände zitterten, als sie sich das Tuch neu um den Hals schlang, weil es im Wind knatternd flatterte.

Goldie war es wohl auch aufgefallen, denn er schaute mit leiser Missbilligung zu mir herüber (ich hatte mich still hinter den Pflanzkübel aus Beton vor der Hauswand verzogen und betrachtete alles, nur nicht sie).

»Ihr fahrt nicht mit der Bahn?«, fragte er mich.

»Oh, wir haben ein paar Gänge zu erledigen«, sagte meine Mutter nicht sehr überzeugend, als sie begriff, dass ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Normalerweise achtete ich nicht weiter auf das, was sie anhatte, aber was sie an diesem Morgen trug (einen weißen Trenchcoat, ein zartes, pinkfarbenedes Tuch, schwarzweiße Slipper), hat sich so tief in mein Gedächtnis eingegraben, dass es mir jetzt schwerfällt, mich noch anders an sie zu erinnern.

Ich war dreizehn. Mir graut bei der Erinnerung daran, wie hölzern wir an diesem Morgen miteinander umgingen, so steif, dass selbst der Portier es bemerkte. Bei jeder anderen Gelegenheit hätten wir ganz vertrauensvoll miteinander geplaudert, aber an diesem Morgen hatten wir uns nicht viel zu sagen, denn ich war von der Schule suspendiert worden. Sie hatten sie am Tag zuvor im Büro angerufen; sie war schweigsam und wütend nach Hause gekommen, und das Schreckliche war, ich kannte den Grund für meine Suspendierung noch nicht

mal. Allerdings war ich zu fünfundsiebzig Prozent sicher, dass Mr. Beeman auf seinem Weg von seinem Büro zum Lehrerzimmer exakt im falschen Augenblick aus dem Fenster am Treppenabsatz im ersten Stock geschaut und mich auf dem Schulgelände rauchen sehen. (Genauer gesagt, er hatte mich mit Tom Cable herumstehen sehen, als *der* rauchte, was aber in meiner Schule praktisch auf denselben Verstoß hinauslief.) Meine Mutter konnte das Rauchen nicht ausstehen. Ihre Eltern – zu gern hörte ich Geschichten über sie, und sie waren unfairerweise gestorben, bevor ich Gelegenheit hatte, sie kennenzulernen – waren leutselige Pferdetrainer gewesen, die im Westen umherreisten und ihren Lebensunterhalt mit der Aufzucht von Morgan-Pferden verdienten: Cocktails trinkende, Canasta spielende muntere Vögel, die jedes Jahr zum Kentucky-Derby fuhren und Zigaretten in silbernen Dosen im Haus aufbewahrten. Eines Tages, als sie aus den Stallungen kam, krümmte meine Großmutter sich vornüber und fing an, Blut zu husten, und während der restlichen Teenagerzeit meiner Mutter hatten Sauerstoffflaschen auf der Veranda gestanden, und die Schlafzimmerschloßer waren unten geblieben.

Doch – wie ich befürchtete, und zwar nicht ohne Grund – Toms Zigarette war nur die Spitze des Eisbergs. Ich hatte schon seit einer Weile Ärger in der Schule. Es fing an – oder besser gesagt, der Schneeball kam ins Rollen –, als mein Vater ein paar Monate zuvor abgehauen war und meine Mutter und mich alleingelassen hatte. Wir hatten ihn nie besonders gemocht, und meine Mutter und ich waren die meiste Zeit viel glücklicher ohne ihn, aber andere Leute waren anscheinend schockiert und bestürzt, als er uns so unvermittelt verließ (ohne Geld, Kindesunterhalt oder Nachsendeadresse), und die Lehrer meiner Schule an der Upper West Side hatten so viel Mitleid mit mir gehabt und waren so eifrig bemüht gewesen, mir Verständnis und Unterstützung zu zeigen, dass sie mir – einem Stipendiaten – alle möglichen Zugeständnisse und Fristverlängerungen und zweite und dritte Chancen einräumten. Im Laufe der Monate ließen sie mich immer weiter an der langen Leine laufen, bis ich es schließlich schaffte, mich daran in ein sehr tiefes Loch abzuseilen.

Also waren wir beide – meine Mutter und ich – zu einer Konferenz in die Schule gerufen worden. Die Sitzung sollte erst um halb zwölf anfangen, aber weil meine Mutter zwangsläufig den Vormittag hatte freinehmen müssen, waren wir schon früh unterwegs zur West Side – zum Frühstück (und, wie ich vermutete, zu einem ernsthaften Gespräch) und damit sie ein Geburtstagsgeschenk für eine Arbeitskollegin kaufen konnte. In der Nacht zuvor war sie bis halb drei auf gewesen; sie hatte mit angespanntem Gesicht im Schein des Computerbildschirms gesessen, E-Mails geschrieben und versucht, für ihren arbeitsfreien Vormittag im Büro Klarschiff zu machen.

»Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht«, sagte Goldie soeben ziemlich aufgebracht zu meiner Mutter, »aber ich sage, es reicht jetzt mit diesem feuchten Frühling. Regen, Regen ...« Pantomimisch fröstelnd zog er seinen Kragen zusammen und schaute in den Himmel.

»Ich glaube, heute Nachmittag soll es aufklaren.«

»Ja, ich weiß, aber ich bin jetzt bereit für den Sommer.« Er rieb sich die Hände. »Die Leute verlassen die Stadt, sie hassen ihn, beschweren sich über die Hitze, aber ich – ich bin ein Tropenvogel. Je heißer, je besser. Immer her damit!« Er klatschte in die Hände und ging auf den Fersen rückwärts die Straße hinunter. »Und – ich sag Ihnen: Was ich am besten finde, ist die Ruhe hier draußen, die dann kommt. So im Juli? Das Gebäude ist leer und verschlafen, und alle sind weg, wissen Sie?« Er schnippte mit den Fingern, als ein Taxi vorbeiraste. »Das ist *mein* Urlaub.«

»Aber werden Sie denn hier draußen nicht gebraten?« Genau das hatte mein distanzierter Dad an ihr nicht ausstehen können: ihre Neigung, Gespräche mit Kellnerinnen anzufangen, mit Portiers und mit den keuchenden alten Knackern in der Reinigung. »Ich meine, im Winter können Sie doch wenigstens einen Extramantel anziehen ...«

»Hören Sie, haben Sie im Winter schon mal an der Tür gearbeitet? Ich sage Ihnen, es wird *kalt*. Egal, wie viele Mäntel und Mützen Sie anziehen. Sie stehen hier draußen, Januar, Februar, und der Wind weht vom Fluss herein? *Brrr*.«

Aufgeregt nagte ich an meinem Daumennagel und starrte den Taxis hinterher, die an Goldies erhobenem Arm vorbeisausten. Ich wusste, die Wartezeit bis zu der Konferenz um halb zwölf würde qualvoll werden, und ich hatte alle Mühe, dazustehen und nicht mit verfänglichen Fragen herauszuplatzen. Ich hatte keine Ahnung, womit sie uns überfallen würden, wenn sie uns erst in ihrem Büro hätten; schon das Wort »Konferenz« ließ an eine Zusammenkunft von Autoritätspersonen denken, an Anschuldigungen, Konfrontationen, an einen möglichen Schulverweis. Der Verlust meines Stipendiums wäre eine Katastrophe. Wir waren pleite, seit mein Dad weg war, wir hatten kaum noch das Geld für die Miete. Und vor allem: Ich war krank vor Sorge, Mr. Beeman könnte irgendwie herausgekriegt haben, dass Tom Cable und ich in leere Ferienhäuser eingebrochen waren, bei meinen Besuchen bei ihm draußen in den Hamptons. Ich sage *eingebrochen*, obwohl wir kein Schloss geknackt und auch sonst nichts beschädigt hatten (Toms Mutter war Immobilienmaklerin, und wir klauten einfach die Ersatzschlüssel von dem Brett in ihrem Büro). Hauptsächlich hatten wir Schränke durchstöbert und Schubladen durchwühlt, aber wir ließen auch ein paar Sachen mitgehen: Bier aus dem Kühlschrank, Spiele für die Xbox, eine DVD (*Jet Li, Entfesselt*) und auch Geld, insgesamt ungefähr 92 Dollar, zerknüllte Fünfer und Zehner aus einem Glas in einer Küche, jede Menge Kleingeld aus den Wäschekammern.

Immer wenn ich daran dachte, wurde mir schlecht. Meine Besuche bei Tom waren Monate her, aber auch wenn ich mir immer wieder einredete, Mr. Beeman könne unmöglich wissen, dass wir in den Häusern gewesen waren – woher auch? –, ging meine Fantasie mit mir durch und schwirrte panisch im Zickzack hin und her. Ich war entschlossen, Tom nicht zu verraten (obwohl ich nicht völlig sicher war, dass *er* mich nicht verraten hatte), aber damit saß ich in der Zwickmühle. Wie hatte ich so blöd sein können? Einbruch war ein Verbrechen; dafür ging man in den Knast. In der Nacht zuvor hatte ich stundenlang unter Qualen wach gelegen, mich hin- und hergeworfen und zugesehen, wie der Regen in unregelmäßigen Böen ge-

gen meine Fensterscheibe klatschte, und ich hatte mich gefragt, was ich sagen würde, wenn man mich deswegen zur Rede stellte. Aber wie sollte ich mich verteidigen, wenn ich nicht mal wusste, was sie wussten?

Goldie seufzte tief, ließ die Hand sinken und ging, die Schuhspitzen angehoben, rückwärts auf den Absätzen zu meiner Mutter zurück.

»Unglaublich«, er behielt die Straße mit einem angeödeten Blick im Auge, »wir haben Hochwasser unten in SoHo, das haben Sie gehört, oder, und Carlos sagt, drüben bei der UNO sind ein paar Straßen gesperrt.«

Düster beobachtete ich die Horden von Angestellten, die aus dem Crosstown-Bus quollen, freudlos wie ein Schwarm Hornissen. Vielleicht hätten wir mehr Glück, wenn wir zwei Straßen weiter nach Westen gingen, aber meine Mutter und ich kannten Goldie gut genug, um zu wissen, dass er beleidigt wäre, wenn wir auf eigene Faust loszögen. Genau in diesem Moment – so plötzlich, dass wir alle erschrakten – schleuderte ein Taxi mit brennender Dachleuchte quer über die Fahrspur auf uns zu und ließ einen Wasserfächer aufspritzen, der nach Kloake roch.

»Pass doch auf!«, schrie Goldie, als das Taxi sich durch die Pflügen pflügte und zum Stehen kam, und dann bemerkte er, dass meine Mutter keinen Schirm hatte. »Warten Sie«, sagte er und wollte in den Hausflur laufen, zu der Kollektion von verlorenen und vergessenen Schirmen, die er in einem Messingehimer vor dem Kamin aufbewahrte und an Regentagen neu verteilte.

»Nein«, rief meine Mutter und wühlte in ihrer Handtasche nach dem winzigen, bunt gestreiften Knirps, »lassen Sie nur, Goldie, ich hab schon ...«

Goldie sprang zurück an den Randstein und schloss die Taxitür hinter ihr. Dann bückte er sich und klopfte ans Fenster.

»Einen gesegneten Tag«, sagte er.

III

Ich betrachte mich gern als sensiblen Menschen (wie wir es vermutlich alle tun), und während ich all das zu Papier bringe, ist die Versuchung groß, einen Schatten ins Bild zu schraffieren, der sich über den Himmel schiebt. Aber ich war blind und taub für die Zukunft. Meine einzige, erdrückende Sorge war die Besprechung in der Schule. Ich hatte Tom angerufen, um ihm (flüsternd am Festnetztelefon, denn sie hatte mir mein Handy weggenommen) zu erzählen, dass ich von der Schule suspendiert worden war, doch er klang nicht besonders überrascht. »Hör zu«, unterbrach er mich, »sei nicht so blöd, Theo, kein Mensch weiß was davon, du musst einfach deine verdammte Klappe halten«, und bevor ich noch ein Wort hervorbringen konnte, sagte er: »Tut mir leid, ich muss Schluss machen.« Dann legte er auf.

Im Taxi wollte ich das Fenster einen Spalt weit öffnen, um ein bisschen Luft hereinzulassen, aber es klemmte. Es roch, als hätte jemand auf dem Rücksitz schmutzige Windeln gewechselt oder vielleicht tatsächlich selbst geschissen und dann versucht, den Gestank mit einem Paket Kokosnuss-Luftfrischer, der nach Sonnenöl duftete, zu überdecken. Die Sitze waren schmierig und mit Klebeband geflickt, die Stoßdämpfer praktisch nicht mehr vorhanden. Immer wenn wir über eine Delle fuhren, klapperten meine Zähne wie der religiöse Firlefanz, der am Rückspiegel baumelte: Medaillons, ein tanzendes Miniatur-Krummschwert an einer Plastikette und ein turbantragender bärtiger Guru, der mit durchdringendem Blick und segnend erhobener Hand nach hinten starrte.

Am Rande der Park Avenue standen Kolonnen von roten Tulpen in Habachtstellung, als wir vorbeijagten. Bollywood-Pop – zu einem leisen, beinahe unterschweligen Wimmern heruntergedreht – glühte in hypnotisierenden Spiralen an der Schwelle meines Gehörs. An den Bäumen kamen die ersten Blätter zum Vorschein. Lieferboten von D'Agostino und Gristedes schoben Karren voller Lebensmittel vor sich her, gehetzte Business-Frauen in hochhackigen Schuhen stürmten den Gehweg entlang und zerrten widerstrebende Kinder-

gartenkinder hinter sich her, ein uniformierter Arbeiter fegte den Dreck aus der Gosse auf ein Kehrblech mit einem langen Stiel, Anwälte und Börsenmakler streckten die flachen Hände vor sich aus und schauten stirnrunzelnd zum Himmel. Als wir die Straße hinauf-rumpelten (meine Mutter sah elend aus und klammerte sich haltsuchend an die Armlehne), starrte ich hinaus zu den magenkranken Werktagsgesichtern (sorgenvoll aussehende Leute in Regenmänteln, die in grauen Scharen über die Kreuzungen wimmelten, die Kaffee aus Pappbechern tranken, in ihre Mobiltelefone sprachen und sich verstohlen umblickten), und ich bemühte mich nach besten Kräften, nicht an all die unangenehmen Varianten zu denken, die das Schicksal jetzt für mich bereithalten konnte: Ein paar davon drehten sich um Jugendgericht oder Gefängnis.

Das Taxi bog plötzlich scharf in die 86th Street ab. Meine Mutter rutschte gegen mich und griff nach meinem Arm, und ich sah, dass ihr Gesicht feucht und weiß wie ein Stockfisch war.

»Ist dir schlecht vom Fahren?«, fragte ich und vergaß für einen Augenblick meine eigenen Sorgen. Ihren kläglichen, starren Gesichtsausdruck kannte ich nur allzu gut. Ihre Lippen waren fest zusammengepresst, die Stirn glänzte, und die Augen waren glasig und groß.

Sie wollte etwas sagen – aber dann schlug sie die Hand vor den Mund, als das Taxi an der Ampel ruckartig bremste und uns beide nach vorn und dann rückwärts gegen die Sitzlehne schleuderte.

»Warte«, sagte ich, und dann beugte ich mich vor und klopfte an die fettige Plexiglasscheibe, sodass der Fahrer (ein Sikh mit Turban) erschrocken hochfuhr.

»Hören Sie«, rief ich durch das Gitter, »es genügt schon, wir steigen hier aus, okay?«

Der Sikh (ich sah ihn in dem mit Girlanden behängten Rückspiegel) starrte mich ungerührt an. »Ihr wollt hier anhalten.«

»Ja, bitte.«

»Aber das ist nicht die Adresse, die ihr mir gegeben habt.«

»Ich weiß. Aber es ist gut.« Ich sah mich nach meiner Mutter um.

Ihre Wimperntusche war verschmiert, und sie sah verwelkt aus, als sie in ihrer Handtasche nach ihrem Portemonnaie suchte.

»Alles okay mit ihr?«, fragte der Taxifahrer zweifelnd.

»Ja, ja, alles okay. Wir müssen nur aussteigen, danke.«

Mit zitternden Händen holte meine Mutter ein Knäuel feucht aussehender Dollarscheine heraus und schob sie durch das Gitter. Der Sikh schob seine Hand hindurch und kassierte sie ein (den Blick resigniert abgewandt), und ich stieg aus und hielt ihr die Tür auf.

Meine Mutter stolperte ein wenig, als sie auf den Randstein trat, und ich hielt ihren Arm fest. »Alles in Ordnung?«, fragte ich scheu, als das Taxi davonraste. Wir waren an der oberen Fifth Avenue, bei den herrschaftlichen Häusern mit Blick auf den Park.

Sie holte tief Luft, wischte sich über die Stirn und drückte meinen Arm. »Puh«, sagte sie und wedelte sich mit der flachen Hand vor dem Gesicht. Ihre Stirn glänzte, und ihr Blick war immer noch ein bisschen unruhig. Sie hatte das leicht zerzaute Aussehen eines Seevogels, den der Wind vom Kurs abgebracht hat. »Entschuldige, ich habe immer noch weiche Knie. Gott sei Dank sind wir raus aus diesem Taxi. Es geht gleich wieder, ich brauche nur ein bisschen frische Luft.«

Die Leute strömten an der windigen Ecke um uns herum und vorbei: Schulmädchen in Uniform, die uns lachend und rennend auswichen, Kindermädchen mit komplizierten Kinderwagen, in denen Babys paarweise und zu dritt saßen. Ein gehetzter, anwaltsmäßig aussehender Vater schob sich an uns vorbei und zog seinen kleinen Sohn am Handgelenk mit sich. »Nein, Braden«, hörte ich ihn zu dem Jungen sagen, der traben musste, um Schritt zu halten, »so darfst du nicht denken. Wichtiger ist es, einen Job zu haben, der dir gefällt ...«

Wir traten beiseite, um der Seifenlauge auszuweichen, die ein Hausmeister vor seinem Gebäude aus dem Eimer auf den Gehweg kippte.

»Sag mal«, meine Mutter drückte die Fingerspitzen an ihre Schläfen, »lag das an mir, oder war dieses Taxi unglaublich ...«

»Unglaublich eklig? *Hawaiian Tropic*-Sonnenöl und Babykacke?«

»Ehrlich«, sie fächelte sich Luft ins Gesicht, »ohne dieses ständige Stop-and-go wäre alles okay gewesen. Mir ging's absolut gut, und dann kam es auf einmal über mich.«

»Warum fragst du auch nie, ob du vorn sitzen darfst?«

»Du klingst genau wie dein Vater.«

Verlegen schaute ich weg – ich hatte es selbst gehört: die Andeutung seines aufreizenden, allwissenden Tonfalls. »Gehen wir rüber zur Madison und suchen was, wo du dich hinsetzen kannst«, sagte ich. Ich hatte einen Mordshunger, und dort war ein Schnellrestaurant, das mir gefiel.

Aber sie schüttelte den Kopf, und fast überlief sie ein Schauer, eine sichtbare Welle der Übelkeit. »Luft.« Sie tupfte sich die verschmierte Wimperntusche unter den Augen weg. »Die frische Luft tut gut.«

»Na klar«, sagte ich ein bisschen zu hastig und darauf erpicht, ihr entgegenzukommen. »Von mir aus.«

Ich strengte mich an, liebenswürdig zu sein, aber meine Mutter – durchgerüttelt und benommen – registrierte meinen Tonfall, und sie beobachtete mich ganz genau und versuchte herauszufinden, was ich dachte. (Eine weitere schlechte Angewohnheit, in die wir dank des jahrelangen Zusammenlebens mit meinem Vater verfallen waren: Beide versuchten wir, die Gedanken des anderen zu lesen.)

»Was ist?«, fragte sie, »gibt es da etwas, wo du hinwillst?«

»Ähm, nein, eigentlich nicht.« Ich wich einen Schritt zurück und sah mich bestürzt um. Ich hatte zwar Hunger, aber ich sah mich nicht in der Position, meinen Kopf durchzusetzen.

»Mir geht's gleich wieder gut. Lass mir nur einen Augenblick Zeit.«

»Vielleicht ...« Ich kniff gestresst die Augen zusammen: Was wollte sie, was würde ihr gefallen? »Wie wär's denn, wenn wir uns in den Park setzen?«

Zu meiner Erleichterung nickte sie. »Na schön«, sagte sie in dem Ton, den ich immer als ihre Mary-Poppins-Stimme bezeichnete. »Aber nur, bis ich wieder Luft bekomme.« Wir machten uns auf den Weg zum Übergang an der 79th Street, vorbei an Buschskulpturen

in barocken Pflanzbottichen und massiven Haustüren mit schmiedeeisernen Gitterschnörkeln. Das Licht war zu einem industriellen Grau verblasst, und der Wind war schwer wie der Dampf aus einem Teekessel. Auf der anderen Straßenseite, vor dem Park, stellten Maler ihre Stände auf, entrollten Leinwände und pinnten ihre Aquarell-darstellungen der St. Patrick's Cathedral und der Brooklyn Bridge an die Stelltafeln.

Wir gingen schweigend nebeneinander her. Meine Gedanken schwirrten geschäftig um meine eigenen Nöte herum (hatten Toms Eltern auch einen Anruf bekommen? Warum hatte ich nicht daran gedacht, ihn zu löchern?), aber auch um die Frage, was ich mir zum Frühstück bestellen würde, sobald ich es geschafft hätte, sie in das Schnellrestaurant zu bugsieren (Western Omelett mit Fritten und einer Scheibe Speck, und sie würde nehmen, was sie immer nahm, Roggentoast mit pochierten Eiern und eine Tasse schwarzen Kaffee), und ich achtete kaum darauf, wohin wir gingen, als mir klar wurde, dass sie soeben etwas gesagt hatte. Sie sah nicht mich an, sondern schaute in den Park, und ihr Gesichtsausdruck ließ mich an einen berühmten französischen Film denken, dessen Titel ich nicht kannte und in dem verstörte Leute durch windige Straßen gingen und eine Menge redeten, aber anscheinend nicht miteinander.

»Was hast du gesagt?«, fragte ich nach einem Augenblick der Verwirrung und ging schneller, um sie einzuholen. »Sei schläfrig ...«

Sie sah mich verblüfft an, als hätte sie vergessen, dass ich da war. Der weiße Mantel, der im Wind flatterte, ließ sie noch mehr wie ein langbeiniger Ibis aussehen – als würde sie gleich ihre Flügel entfalten und über den Park hinaussegeln.

»Ich soll schläfrig sein?«

»Oh.« Ihr Gesicht wurde ausdruckslos, und dann schüttelte sie den Kopf und lachte kurz auf ihre scharfe, kindliche Art. »Nein, nicht sei schläfrig«. Ich habe *Zeitschleife* gesagt.«

Es war seltsam, so etwas zu sagen, aber ich wusste doch, was sie damit meinte, oder zumindest glaubte ich, es zu wissen: dieses Frösteln der Unverbundenheit, fehlende Sekunden auf dem Gehweg, ein

Zeitsprung wie ein Schluckauf, ein paar herausgeschnittene Bilder aus einem Film.

»Nein, nein, Puppy, es ist nur die Gegend hier.« Sie wuschelte mir durchs Haar, und ich musste auf eine schiefe, halb verlegene Art grinsen: Puppy – Welpen – war mein Babynamen, und ich mochte ihn nicht mehr, ebenso wenig wie das Haarewuscheln, aber auch wenn es mich verlegen machte, war ich doch froh zu sehen, dass ihre Stimmung sich gebessert hatte. »Passiert immer hier oben. Wenn ich hier oben bin, komme ich mir vor, als wäre ich wieder achtzehn und gerade aus dem Bus gestiegen.«

»Hier?«, sagte ich zweifelnd und ließ zu, dass sie mich bei der Hand hielt, was ich normalerweise nicht erlaubt hätte. »Das ist komisch.« Ich wusste alles über die erste Zeit meiner Mutter in Manhattan, ein gutes Stück weit weg von der Fifth Avenue: in der Avenue B, in einer Ein-Zimmer-Wohnung über einer Bar, wo Penner in der Haustür schliefen und Kneipenschlägereien sich auf die Straße ergossen und eine verrückte alte Lady namens Mo zehn oder zwölf illegale Katzen in einem abgesperrten Treppenhaus im obersten Stock hielt.

Sie zuckte die Achseln. »Ja, aber hier oben ist es immer noch genauso wie am ersten Tag, als ich es gesehen habe. An der Lower East Side – na, du weißt ja, wie es da unten ist, dauernd was Neues, aber für mich ist es eher dieses Rip-van-Winkle-Gefühl, immer weiter und weiter weg. An manchen Tagen bin ich aufgewacht, und es war, als hätten sie über Nacht die Ladenfassaden neu geordnet. Alte Restaurants geschlossen, eine trendige Bar, wo immer die Reinigung gewesen war ...«

Ich schwieg respektvoll. Der Lauf der Zeit beschäftigte sie neuerdings häufiger, vielleicht, weil ihr Geburtstag bevorstand. *Ich bin zu alt für diese Nummer*, hatte sie vor ein paar Tagen gesagt, als wir zusammen die Wohnung durchstöberten. Wir hatten unter den Sofakissen gewühlt und die Taschen von Jacken und Mänteln durchsucht, um genug Kleingeld für den Botenjungen vom Deli zusammenzukratzen.

Sie bohrte die Hände in die Manteltaschen. »Hier oben ist es sta-

biler«, sagte sie. Es klang unbeschwert, aber ich sah den Nebel in ihren Augen; offensichtlich hatte sie nicht gut geschlafen, dank mir. »Upper Park ist eine der wenigen Gegenden, wo man noch erkennen kann, wie die Stadt in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ausgesehen hat. Gramercy Park auch und ein Teil des Village. Aber als ich gerade nach New York gekommen war, dachte ich, diese Gegend hier sei Edith Wharton und *Franny und Zoëy* und *Frühstück bei Tiffany* in einem.«

»*Franny und Zoëy* war die West Side.«

»Ja, aber ich war zu dumm, um das zu wissen. Ich kann nur sagen, es war ein ziemlicher Unterschied zur Lower East Side, wo Obdachlose in Mülltonnen Feuer machten. Hier oben war es am Wochenende wie verzaubert – ein Spaziergang durch ein Museum – allein durch den Central Park zu zockeln ...«

»Zockeln?« So vieles von dem, was sie sagte, klang in meinen Augen exotisch, und *zockeln* hörte sich an wie irgendein Pferdeausdruck aus ihrer Kindheit, ein träger Trott vielleicht, eine Pferdegangart zwischen Schritt und Trab.

»Ach, du weißt schon, zu bummeln und zu stromern, wie ich es tue. Ich hatte kein Geld, aber Löcher in den Strümpfen, und lebte von Hafergrütze. Ob du es glaubst oder nicht, an manchen Wochenenden bin ich *zu Fuß* hier heraufgegangen. Hab mein U-Bahn-Geld für die Rückfahrt gespart. Damals hatte sie noch die Marken, keine Karten. Und obwohl man doch eigentlich bezahlen muss, um in ein Museum zu gehen? Die ›erbetene Spende‹? Na, ich schätze, ich muss damals viel frecher gewesen sein, aber vielleicht hatten sie auch nur Mitleid mit mir, weil – o nein!«, sagte sie in einem veränderten Ton und blieb unvermittelt stehen, sodass ich sie ein paar Schritte hinter mir ließ, ohne es zu merken.

»Was ist?« Ich machte kehrt. »Was ist los?«

»Ich hab was gespürt.« Sie streckte die flache Hand aus und schaute zum Himmel. »Du auch?«

Und während sie noch redete, schwand das Licht. Der Himmel verdunkelte sich in Sekundenschnelle, der Wind raschelte in den

Bäumen im Park, und die jungen Blätter an den Bäumen standen zart und gelb vor schwarzen Wolken.

»Herrgott, das musste ja so kommen«, sagte meine Mutter. »Gleich wird's gießen.« Sie beugte sich über die Straße hinaus und spähte nach Norden. Kein Taxi.

Ich nahm ihre Hand wieder. »Komm«, sagte ich, »auf der anderen Seite haben wir mehr Glück.«

Ungeduldig warteten wir das letzte Blinken der Fußgängerampel ab. Papierfetzen wirbelten durch die Luft und segelten die Straße hinunter. »Hey, da kommt ein Taxi«, sagte ich und schaute die Fifth Avenue hinauf. Im selben Augenblick stürzte ein Geschäftsmann zum Randstein und hob die Hand, und das Taxilicht erlosch.

Auf der anderen Straßenseite zogen die Maler hastig Plastikplanen über ihre Bilder. Wir rannten hinüber, und gerade als wir auf der anderen Seite ankamen, klatschte mir ein dicker Regentropfen auf die Wange. Vereinzelt braune Kleckse – weit auseinander, so groß wie Zehn-Cent-Stücke – platzten auf dem Gehweg auf.

»Oh, *Mist!*«, rief meine Mutter. Sie fummelte in ihrer Tasche herum und suchte den Schirm, der kaum groß genug für eine Person war, von zweien ganz zu schweigen.

Und dann ging es los. Kalte Regenschleier wehten seitwärts heran, breite Böen brandeten durch die Baumwipfel und ließen die Markisen auf der anderen Straßenseite flattern. Meine Mutter kämpfte mit dem ulkigen kleinen Regenschirm und versuchte ohne großen Erfolg, ihn aufzurichten. Die Leute auf der Straße und im Park hielten sich Zeitungen und Aktentaschen über die Köpfe und hasteten die Treppe zum Portikus des Museums hinauf, weil man nur dort Schutz vor dem Regen fand. Und es hatte etwas Festliches, Glückliches, wie wir beide unter dem kümmerlichen, bunt gestreiften Schirm die Stufen hinaufsprangen, schnell schnell schnell, vor aller Augen, als flüchteten wir vor etwas Schrecklichem, statt ihm geradewegs in die Arme zu laufen.

IV

Drei wichtige Dinge waren meiner Mutter passiert, nachdem sie ohne Freunde und praktisch ohne Geld mit dem Bus aus Kansas nach New York gekommen war. Das erste war, dass sie einem Fotoagenten namens Davy Jo Pickering beim Kellnern in einem Coffeeshop im Village auffiel – eine unterernährte junge Frau in Doc Martens und Secondhand-Kleidern, mit einem Zopf auf dem Rücken, der so lang war, dass sie darauf sitzen konnte. Als sie ihm seinen Kaffee brachte, bot er ihr erst siebenhundert und dann tausend Dollar, wenn sie für ein Mädchen einspränge, das zu einem Katalog-Shooting auf der anderen Straßenseite nicht erschienen war. Er zeigte ihr den Location Van, das Equipment, das am Sheridan Park aufgebaut wurde, er zählte die Scheine ab und legte sie auf die Theke. »Geben Sie mir zehn Minuten Zeit«, sagte sie, erledigte den Rest ihrer Frühstückbestellungen, hingte die Schürze an den Haken und ging.

»Ich war nur Katalog-Model« – darauf wies sie die Leute immer ausdrücklich hin, und es sollte bedeuten, dass sie nie für Zeitschriften oder Modenschauen gearbeitet hatte, sondern immer nur als Model für die Handzettel von Kaufhausketten, die preiswerte Freizeitkleidung für junge Mädchen in Missouri und Montana anboten. Manchmal hat es Spaß gemacht, sagte sie, aber meistens nicht: Badeanzüge im Januar, fröstelnd von einer Erkältung, Tweed- und Woll-sachen in der Sommerhitze, stundenlang schwitzend unter künstlichem Herbstlaub, während ein Studioventilator ihr heiße Luft entgegenblies und ein Typ aus der Maske zwischen den einzelnen Takes heranflitzte und ihr den Schweiß aus dem Gesicht puderte.

Aber nachdem sie jahrelang herumgestanden und so getan hatte, als ginge sie aufs College – in steifer Pose, zu zweit und zu dritt vor einer künstlichen Campus-Kulisse mit einem Stapel Bücher vor der Brust –, war es ihr gelungen, genug Geld auf die Seite zu legen, um wirklich aufs College zu gehen: Kunstgeschichte an der New York University. Erst mit achtzehn hatte sie nach ihrer Ankunft in New York das erste große Gemälde mit eigenen Augen gesehen, und sie

brannte darauf, die verlorene Zeit nachzuholen. »Die reine Seligkeit, ein vollkommener Himmel«, hatte sie, bis zum Hals in Kunstbüchern, mir immer wieder versichert und stets dieselben alten Dias angestarrt (Manet, Vuillard), bis sie ihr vor den Augen verschwammen. (»Es ist verrückt«, sagte sie dann, »aber ich wäre absolut glücklich damit, den Rest meines Lebens immer wieder dasselbe halbe Dutzend Bilder anzuschauen. Ich wüsste keinen besseren Weg in den Wahnsinn.«)

Das College war das zweite wichtige Ereignis für sie in New York – und in ihren Augen wahrscheinlich das wichtigste. Und wenn das dritte nicht gewesen wäre (die Begegnung und anschließende Hochzeit mit meinem Vater, alles in allem kein so glückliches Ereignis wie die beiden ersten), hätte sie höchstwahrscheinlich ihr Masterdiplom erworben und dann promoviert. Wenn sie ein paar Stunden Zeit für sich hatte, ging sie immer geradewegs ins Frick, ins MoMa oder ins Met, und als wir jetzt unter dem tropfenden Portikus des Museums standen und über die dunstige Fifth Avenue hinweg auf die Regentropfen starrten, die weiß auf dem Asphalt aufspritzten, war ich nicht sonderlich überrascht, als sie den Regenschirm ausschüttelte und sagte: »Vielleicht sollten wir hineingehen und ein bisschen herumstöbern, bis es aufhört.«

»Ähm ...« Was ich wollte, war ein Frühstück.

Sie warf einen Blick auf die Uhr. »Warum nicht? Ein Taxi kriegen wir hier niemals.«

Sie hatte recht. Aber ich hatte einen Mordshunger. *Wann werden wir etwas essen?*, dachte ich missmutig und folgte ihr die Treppe hinauf. Vermutlich würde sie nach der Konferenz so wütend auf mich sein, dass das Essen komplett gestrichen würde. Dann müsste ich mich zu Hause mit einem Granola oder so was zufriedengeben.

Aber im Museum war es immer, als wäre Feiertag, und als wir erst drin waren, umgeben vom fröhlichen Getöse der Touristen, fühlte ich mich seltsam isoliert von dem, was auch immer der Tag noch für mich bereithalten mochte. Im großen Saal war es laut, und es stank nach nassen Mänteln. Eine durchnässte Truppe von asiatischen Se-

nieren rauschte an uns vorbei und hinter einer stewardessenmäßig adretten Führerin her. Tiefende Pfadfinderinnen steckten an der Garderobe tuschelnd die Köpfe zusammen, und vor der Information stand eine Reihe von Kadetten der Militärakademie in ihren grauen Ausgehuniformen, ohne Mützen, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Für mich – ein Großstadtkind, immer umgeben von den Mauern der Wohnung – war das Museum hauptsächlich wegen seiner ungeheuren Größe interessant: ein Palast, dessen Räume sich endlos aneinanderreiheten und immer verlassener aussahen, je weiter man vordrang. Einige der vernachlässigten Schlafgemächer und mit Kordeln abgesperrten Salons in den Tiefen der Abteilung für europäisches Kunsthandwerk lagen wie in einen tiefen Zauber versunken, als habe seit Jahrhunderten niemand mehr einen Fuß hineingesetzt. Seit ich angefangen hatte, allein mit der U-Bahn zu fahren, ging ich zu gern allein dorthin und streifte umher, bis ich mich verirrte; ich wanderte immer weiter in das Labyrinth der Galerien, bis ich manchmal in vergessene Säle mit Rüstungen und Porzellan geriet, die ich nie zuvor gesehen hatte (und teilweise auch niemals wiederfand).

Während ich in der Kassenschlange hinter meiner Mutter wartete, legte ich den Kopf in den Nacken und schaute starr zu dem mächtigen Deckengewölbe zwei Stockwerke über mir hinauf. Wenn ich angestrengt genug hinaufstarrte, bekam ich manchmal das Gefühl, dort oben herumzuschweben wie eine Feder – ein Trick aus früher Kindheit, den ich immer weniger beherrschte, je älter ich wurde.

Unterdessen angelte meine Mutter – rotnasig und atemlos von unserem Sprint durch den Regen – nach ihrem Portemonnaie. »Wenn wir fertig sind, springe ich vielleicht noch schnell in den Museumsshop«, sagte sie. »Ich bin sicher, das Letzte, was Mathilde sich wünscht, ist ein Kunstbuch, aber sie wird sich kaum groß darüber beklagen können, ohne dass es dumm klingt.«

»Igitt«, sagte ich. »Das Geschenk ist für Mathilde?« Mathilde war Art Director in der Werbeagentur, in der meine Mutter arbeitete. Sie war die Tochter eines französischen Großimporteurs für Stoffe,

jünger als meine Mutter und notorisch pingelig: Sie neigte zu Wut- anfällen, wenn der Fahrzeugservice oder das Catering nicht ihren Ansprüchen genügte.

»Yep.« Wortlos reichte sie mir einen Streifen Kaugummi, den ich annahm, und warf die Packung wieder in ihre Handtasche. »Ich meine, das ist doch total Mathildes Ding – das passende Geschenk, das nicht viel Geld kosten sollte. Der perfekte, preiswerte Briefbeschwerer vom Flohmarkt. Was vermutlich fantastisch wäre, wenn einer von uns die Zeit hätte, nach Downtown zu fahren und den Flohmarkt abzusuchen. Letztes Jahr, als Pru an der Reihe war ...? Sie hat Panik gekriegt, ist in der Mittagspause zu Saks gerannt und hat am Ende zusätzlich zu dem, was sie ihr mitgegeben hatten, noch fünfzig Dollar von ihrem eigenen Geld draufgelegt, um eine Sonnenbrille zu kaufen, Tom Ford, glaube ich, und Mathilde musste trotzdem noch ihren Spruch über Amerikaner und Konsumkultur loswerden. Dabei ist Pru nicht mal Amerikanerin, sondern Australierin.«

»Hast du mit Sergio darüber geredet?«, fragte ich. Sergio – selten im Büro, aber oft in der Society-Presse mit Leuten wie Donatella Versace – war der millionenschwere Eigentümer der Firma, in der meine Mutter arbeitete. »Mit Sergio über etwas reden« entsprach etwa der Frage: »Was würde Jesus tun?«

»Sergios Vorstellung von einem Kunstband ist Helmut Newton. Oder vielleicht dieses Coffeetable-Buch, das Madonna vor einiger Zeit herausgebracht hat.«

Ich wollte fragen, wer Helmut Newton war, aber dann hatte ich eine bessere Idee. »Wieso schenkst du ihr keine Metro Card?«

Meine Mutter verdrehte die Augen. »Glaub mir, genau das wär's.« Kürzlich hatte es Aufruhr in der Firma gegeben, als Mathilde mit dem Auto in einen Stau geraten und bei einem Goldschmied in Williamsburg gestrandet war.

»Quasi anonym. Leg ihr eine auf den Schreibtisch, eine alte Monatskarte, ohne Guthaben. Nur um zu sehen, was sie macht.«

»Ich kann dir sagen, was sie macht.« Meine Mutter schob ihren Mitgliedsausweis unter dem Fenster des Kartenschalters durch. »Sie

feuert ihre Assistentin und wahrscheinlich die Hälfte der Leute in der Kreativabteilung.«

Die Werbeagentur, in der sie arbeitete, war auf Accessoires für Frauen spezialisiert. Unter den aufgeregten und leicht böartigen Augen Mathildes beaufsichtigte meine Mutter den ganzen Tag Fotoshootings mit Kristallohringen, die auf Verwehungen von künstlichem Festtagsschnee glitzerten, und Krokohandtaschen, die unbeaufsichtigt auf den Rücksitzen verlassener Limousinen in himmlischen Lichtkränzen leuchteten. Sie war gut in dem, was sie tat; sie arbeitete lieber hinter der Kamera als davor, und ich weiß, es war ein Kick für sie, wenn sie ihre Arbeit auf Postern in der U-Bahn und Plakatwänden am Times Square sah. Aber bei allem Glanz und Glamour ihres Jobs (Champagnerfrühstücke und Präsentpakete von Bergdorf) gehörten doch auch lange Überstunden dazu, und im Zentrum des Ganzen gab es eine Leere, die sie – das wusste ich – traurig machte. Eigentlich wäre sie lieber wieder zur Schule gegangen, aber natürlich wussten wir beide, dass die Chancen dafür jetzt schlecht standen, nachdem mein Vater abgehauen war.

»Okay.« Sie wandte sich vom Schalter ab und reichte mir mein Abzeichen. »Hilf mir, die Zeit im Auge zu behalten, ja? Es ist eine Riesenausstellung«, sie deutete auf ein Plakat: PORTRÄT UND STILLEBEN: NÖRDLICHE MEISTERWERKE DES GOLDENEN ZEITALTERS, »und wir können bei einem Besuch nicht alles sehen, aber es gibt ein paar Sachen ...«

Ihre Stimme verwehte, als ich hinter ihr die große Treppe hinaufstieg, hin- und hergerissen zwischen der vorausschauenden Notwendigkeit, in ihrer Nähe zu bleiben, und dem Drang, mich ein paar Schritte zurückzuhalten und so zu tun, als gehörte ich nicht zu ihr.

»Ich finde es grässlich, hier so durchzurennen«, sagte sie eben, als ich sie oben an der Treppe eingeholt hatte, »aber andererseits ist es natürlich eine Ausstellung, in die man sowieso zwei oder drei Mal gehen muss. Da ist die *Anatomiestunde*, und die müssen wir natürlich sehen, aber was ich wirklich sehen möchte, ist ein winziges, selten gezeigtes Bild von einem Maler, der Vermeers Lehrer war. Der

größte der alten Meister, von dem man nie etwas gehört hat. Die Frans-Hals-Gemälde sind auch eine große Sache. Hals kennst du doch, oder? *Der fröhliche Trinker?* Und die *Vorsteherinnen des Altmännerhauses?*«

»Ja, genau«, sagte ich zögernd. Von den Bildern, die sie aufgezählt hatte, kannte ich nur die *Anatomiestunde*. Ein Detail daraus war auf dem Plakat zur Ausstellung abgebildet: fahles Fleisch, Schwarz in vielen Schattierungen, alkoholkrank aussehende Zuschauer mit blutunterlaufenen Augen und roten Nasen.

»Sachen aus dem Grundkurs Malerei«, sagte meine Mutter. »Hier, jetzt nach links.«

Oben war es eisig kalt, und meine Haare waren noch nass vom Regen. »Nein, nein, hier entlang.« Sie griff nach meinem Ärmel. Die Ausstellung zu finden war kompliziert, und als wir durch die belebten Galerien wanderten (uns durch große Gruppen schlängelten, rechts abbogen, links abbogen, unseren Weg durch verwirrend angelegte und beschilderte Labyrinth zurück suchten), erschienen in unregelmäßigen Abständen und an unerwarteten Stellen große, düstere Reproduktionen der *Anatomiestunde* wie unheilvolle Wegweiser, immer derselbe alte Leichnam mit dem enthäuteten Arm, und darunter rote Pfeile: *Operationssaal, hier entlang*.

Ich war nicht sehr begeistert von der Aussicht auf eine Menge Bilder mit Holländern, die in dunklen Kleidern herumstanden, und als wir durch die Glastür traten – aus hallenden Korridoren in tepichgedämpfte Stille –, dachte ich zuerst, wir seien im falschen Saal gelandet. An den Wänden leuchtete der warme, matte Dunst des Wohlstands, die typische Reife des Alten, aber im nächsten Moment brach alles auseinander und wurde zu Klarheit und Farbe und purem Nordlicht. Porträts, Interieurs, Stillleben, manche winzig, andere majestätisch: Damen mit Ehemännern, Damen mit Schoßhündchen, einsame Schönheiten in bestickten Gewändern und prachtvolle Kaufleute, Solitäre mit Juwelenschmuck und Pelz. Verwüstete Bankettafeln, übersät von geschälten Äpfeln und Walnusschalen, drapierte Tapisserien und Silber, Trompe-l'Œil-Malereien

mit krabbelnden Insekten und gestreiften Blumen. Und je tiefer wir hineinwanderten, desto seltsamer und schöner wurden die Bilder. Geschälte Zitronen, deren Rinde an der Messerschneide leicht verhärtet war. Der grünliche Schatten eines Schimmelflecks. Licht auf dem Rand eines halbvollen Weinglases.

»Das hier gefällt mir auch«, flüsterte meine Mutter und kam vor einem eher kleinen und besonders spukhaften Stillleben an meine Seite. Ein weißer Schmetterling schwebte vor einem dunklen Hintergrund über einer roten Frucht. Der Hintergrund – ein schweres Schokoladenschwarz – war von einer komplizierten Wärme, die an volle Lagerräume denken ließ, an Geschichte, an das Vergehen der Zeit.

»Sie verstanden es wirklich, diesen schmalen Bereich herauszuarbeiten, diese niederländischen Maler – Reife, die in Fäulnis übergeht. Die Frucht ist perfekt, aber sie wird nicht halten, sie wird bald vergehen. Und sieh mal, besonders hier« – sie langte über meine Schulter und malte mit dem Finger in die Luft –, »dieser Teil hier, der Schmetterling.« Die Unterseite des Flügels war so pudrig und zart, dass es aussah, als würde die Farbe verschmieren, sobald sie sie berührte. »Wie wunderschön er damit spielt. Stille mit einem bebenden Hauch von Bewegung.«

»Wie lange hat er gebraucht, um das zu malen?«

Meine Mutter, die ein bisschen zu nah hinter mir gestanden hatte, trat einen Schritt zurück, um das Bild zu betrachten, ohne von dem kaugummikauenden Wärter Notiz zu nehmen, dessen Aufmerksamkeit sie erregt hatte und der jetzt ihren Rücken anstarrte.

»Na ja, die Holländer haben das Mikroskop erfunden«, sagte sie. »Sie waren Juweliere und Linsenschleifer. Sie wollen alles so detailliert wie möglich haben, denn immer wenn du Fliegen oder andere Insekten in einem Stillleben siehst oder ein welches Blütenblatt, einen schwarzen Fleck auf einem Apfel, sendet der Maler dir eine geheime Botschaft. Er sagt dir, dass lebende Dinge nicht von Dauer sind. Alles ist vorübergehend. Tod im Leben. Darum heißen Stillleben auch *natures mortes*. Vielleicht siehst du ihn nicht gleich bei all der Schön-

heit und Blüte, den kleinen verfaulten Fleck. Aber wenn du genauer hinschaust – da ist er.«

Ich beugte mich hinunter, um die Erklärung zu lesen, die in diskreten Lettern auf die Wand gedruckt war, und erfuhr, dass der Maler – Adriaen Coorte, Geburts- und Todesdatum unsicher – zu Lebzeiten unbekannt gewesen war und sein Werk erst in den 1950er Jahren Anerkennung gefunden hatte. »Hey«, sagte ich. »Mom, hast du das gesehen?«

Aber sie war schon weitergegangen. Es war kalt und still in den Räumen mit ihren abgesenkten Decken, anders als in der großen Halle mit ihrem palasthaften Echo. Die Ausstellung war mäßig voll, aber trotzdem war sie erfüllt von der Atmosphäre eines bedächtig sich schlängelnden Nebengewässers, einer gewissen, wie vakuumversiegelten Ruhe: lange Seufzer und übertriebenes Ausatmen wie in einem Raum voller Studenten bei einer Klausur. Ich folgte meiner Mutter, die im Zickzack von einem Bild zum nächsten ging, von Blumen zu Kartentischen und weiter zu Früchten, viel schneller, als sie sonst durch eine Ausstellung spazierte. Sie ignorierte viele der Exponate (unseren vierten Silberkrug oder toten Fasan) und steuerte ohne Zögern auf andere zu (»Hals zum Beispiel. Er ist manchmal so kitschig mit seinen Trinkern und Dirnen, aber wenn er trifft, dann trifft er. Nichts von dieser peniblen Präzision – er arbeitet nass in nass, Strich auf Strich, alles so *schnell*. Gesichter und Hände – wirklich ausgezeichnet wiedergegeben, denn er weiß schon, wo das Auge sich hingezogen fühlt, aber sieh dir die Kleider an, so locker, beinahe skizziert. Sieh nur diese offene und moderne Pinselarbeit!«). Wir verbrachten einige Zeit vor dem Hals-Porträt eines jungen Mannes mit einem Totenschädel (»Sei mir nicht böse, Theo, aber was würdest du sagen, wem er ähnlich sieht? Jemandem«, sie zupfte an den Haaren auf meinem Hinterkopf, »jemandem, der einen Haarschnitt nötig hat?«) und vor zwei großen Porträts mit Offizieren beim Festmahl, die, wie sie mir sagte, sehr, sehr berühmt waren und einen riesigen Einfluss auf Rembrandt gehabt hatten (»Van Gogh hat Hals auch geliebt. Irgendwo schreibt er über Hals und sagt: *Frans Hals hat nicht*

weniger als neunundzwanzig Nuancen von Schwarz! Oder waren es siebenundzwanzig?«). Ich folgte ihr mit dem benommenen Gefühl von verlorener Zeit, entzückt darüber, wie vertieft sie in die Ausstellung war und anscheinend gar nicht merkte, wie die Minuten im Fluge vergingen. Ich hatte das Gefühl, unsere halbe Stunde müsse fast vorüber sein, aber trotzdem wollte ich trödeln und sie ablenken in der kindischen Hoffnung, die Zeit werde verstreichen, und wir würden die Konferenz ganz versäumen.

»Ja, Rembrandt«, sagte meine Mutter. »Alle behaupten immer, dieses Bild handle von Vernunft und Aufklärung, von der Morgendämmerung wissenschaftlicher Forschung und so weiter, aber für mich ist es unheimlich, wie höflich und förmlich sie alle sind und sich um den Tisch herumdrängen wie bei einem Buffet auf einer Cocktailparty. Aber – siehst du die beiden verwirrten Kerle dahinten? Sie sehen den Leichnam gar nicht an, sie sehen *uns* an. Dich und mich. Als ob sie uns sähen, wie wir hier vor ihnen stehen – zwei Leute aus der Zukunft. Verblüfft. ›Was macht *ihr* denn hier?‹ Sehr naturalistisch. Aber dann wiederum« – sie fuhr mit dem Finger durch die Luft und an den Konturen der Leiche entlang – »ist der Tote gar nicht sehr naturalistisch gemalt, wenn du genau hinschaust. Er strahlt einen gespenstischen Glanz aus, siehst du? Fast wie die Obduktion eines Aliens. Siehst du, wie er die Gesichter der Männer beleuchtet, die auf ihn hinabschauen? Als leuchtete in ihm eine eigene Lichtquelle? Er malt ihn mit dieser radioaktiven Note, weil er unseren Blick darauf lenken will – weil er uns ins Auge springen soll. Und hier« – sie zeigte auf die enthäutete Hand –, »siehst du, wie er die Aufmerksamkeit auf die Hand lenkt, indem er sie so groß malt, unproportional groß zum Rest des Körpers? Er hat sie sogar umgedreht, sodass der Daumen auf der falschen Seite ist, siehst du? Na, das hat er nicht aus Versehen getan. Die Haut der Hand ist weg, das sehen wir sofort, denn es ist sehr schlimm, aber indem er den Daumen auf die andere Seite dreht, lässt er es *noch* schlimmer aussehen, und auch wenn wir nicht den Finger darauflegen können, nehmen wir doch unterschwellig wahr, dass hier etwas wirklich nicht in Ordnung ist, nicht

richtig. Ein sehr raffinierter Trick.« Wir standen hinter einer Gruppe von asiatischen Touristen. Es waren so viele Köpfe, dass ich das Bild kaum richtig betrachten konnte, aber das störte mich andererseits nicht besonders, denn ich hatte dieses Mädchen gesehen.

Sie hatte mich auch gesehen. Wir hatten einander beäugt, als wir durch die Galerien wanderten. Ich hätte nicht mal genau sagen können, was so interessant an ihr war, denn sie war jünger als ich und sah ein bisschen seltsam aus, ganz anders als die Mädchen, in die ich mich normalerweise verknallte – kühle, ernste Schönheiten, die sich mit verachtungsvollem Blick auf dem Flur umsahen und mit größeren Jungen ausgingen. Dieses Mädchen hatte leuchtend rotes Haar. Ihre Bewegungen waren flink, ihre Gesichtszüge scharf und boshaft und seltsam, und ihre Augen hatten eine merkwürdige Farbe, ein goldenes Honigbienenbraun. Sie war zu dünn, bestand fast nur aus Ellenbogen und sah auf eine gewisse Weise beinahe unscheinbar aus, und doch hatte sie etwas an sich, das meinen Magen flattern ließ. Sie schwenkte einen verschrammten Flötenkoffer mit sich herum – ein Mädchen aus der Stadt? Auf dem Weg zum Musikunterricht? Vielleicht nicht, dachte ich und ging hinten um sie herum, um meiner Mutter in die nächste Galerie zu folgen; ihre Kleidung war ein bisschen zu nichtssagend und vorstädtisch, und wahrscheinlich war sie eher eine Touristin. Aber sie bewegte sich mit größerer Sicherheit als die meisten Mädchen, die ich kannte, und der listig gelassene Blick, den sie über mich hinweggleiten ließ, als sie sich vorbeisob, machte mich wahnsinnig.

Ich blieb hinter meiner Mutter und hörte ihr nur mit halbem Ohr zu, als sie so plötzlich vor einem Gemälde stehen blieb, dass ich sie beinahe angerempelt hätte.

»Oh, Verzeihung!«, sagte sie, ohne mich anzusehen, und trat einen Schritt zurück, um Platz zu machen. Ihr Gesicht sah aus, als habe jemand einen Scheinwerfer darauf gerichtet.

»Das ist es, von dem ich gesprochen habe«, sagte sie. »Ist es nicht unglaublich?«

Ich neigte ihr den Kopf zu wie ein aufmerksamer Zuhörer, wäh-

rend mein Blick zu dem Mädchen zurückwanderte. Sie war in Begleitung eines komischen alten, weißhaarigen Typen. Nach den scharfen Gesichtszügen zu urteilen, war er mit ihr verwandt, ihr Großvater vielleicht: Pepita-Jacke, lange schmale Schnürschuhe, glänzend wie Glas. Seine Augen standen dicht beieinander, er hatte eine schnabelartige Hakennase, und er hinkte – ja, sein ganzer Körper hatte Schlagseite, und die eine Schulter war höher als die andere. Wäre diese Schiefneigung noch stärker ausgeprägt gewesen, hätte man ihn als Buckligen bezeichnen können. Trotzdem hatte er etwas Elegantes an sich. Und es war klar, dass er das Mädchen anbetete; man sah es daran, wie er amüsiert und kameradschaftlich neben ihr herhumpelte und sorgfältig darauf achtete, wohin er die Füße setzte, während er ihr den Kopf zuneigte.

»Das ist ungefähr das erste Bild, das ich jemals wirklich geliebt habe«, sagte meine Mutter gerade. »Du wirst es nicht glauben, aber es war in einem Buch, das ich als Kind immer aus der Bücherei entliehen habe. Ich saß dann auf dem Boden vor meinem Bett und starrte es an, stundenlang, fasziniert – dieses kleine Kerlchen! Und ich meine, tatsächlich ist es ja unglaublich, wie viel man über ein Gemälde lernen kann, wenn man eine Menge Zeit mit einer Reproduktion verbringt, selbst wenn es keine besonders gute ist. Es fing damit an, dass ich den Vogel liebte, wie man ein Haustier liebt oder so etwas, und am Ende liebte ich die Art und Weise, wie er gemalt war.« Sie lachte. »Die *Anatomiestunde* war übrigens in demselben Buch, aber sie hat mir eine Heidenangst eingejagt. Ich habe das Buch immer zugeschlagen, wenn ich es aus Versehen auf dieser Seite öffnete.«

Das Mädchen und der alte Mann waren neben uns stehen geblieben. Befangen beugte ich mich vor und schaute mir das Bild an. Es war klein, das kleinste Bild der Ausstellung und das schlichteste: ein gelber Fink vor einem einfachen hellen Hintergrund, der zweigdünne Fuß an eine Stange gekettet.

»Er war Rembrandts Schüler und Vermeers Lehrer«, sagte meine Mutter. »Und dieses eine kleine Bild ist im Grunde das Missing Link

zwischen den beiden. Dieses klare, reine Tageslicht – daran sieht man, woher Vermeer die Beschaffenheit seines Lichts bezogen hat. Natürlich wusste ich als Kind nichts von dieser historischen Bedeutung, und sie interessierte mich auch nicht. Aber sie ist da.«

Ich trat zurück, um besser sehen zu können. Das kleine Geschöpf erschien unvermittelt und sachlich, ohne jede Sentimentalität, und etwas an der adretten, kompakten Art, wie es in sich selbst steckte – seine helle Farbe, der wache, aufmerksame Blick –, ließ mich an Bilder denken, die ich gesehen hatte, die meine Mutter als kleines Mädchen zeigte: ein Fink mit dunkler Haube und festem Blick.

»Es war eine berühmte Tragödie in der niederländischen Geschichte«, sagte meine Mutter. »Ein großer Teil der Stadt wurde zerstört.«

»Wobei?«

»In der Katastrophe von Delft. Bei der Fabritius ums Leben kam. Hast du gehört, wie die Lehrerin vorhin den Kindern davon erzählt hat?«

Ich hatte es gehört. Da war ein Trio von gespenstischen Landschaftsbildern gewesen, von einem Maler namens Egbert van der Poel, verschiedene Ansichten der gleichen, glimmenden Ödnis: abgebrannte Hausruinen, eine Windmühle mit zerfetzten Segeln, kreisende Krähen am rauchverhangenen Himmel. Eine amtlich aussehende Lady mit lauter Stimme hatte einer Gruppe von Mittelschulkindern erklärt, dass im siebzehnten Jahrhundert in Delft eine Schießpulverfabrik explodiert und dass der Maler von der Zerstörung seiner Stadt so verfolgt und besessen gewesen war, dass er sie immer wieder gemalt hatte.

»Egbert war Fabritius' Nachbar, und nach der Pulverexplosion verlor er irgendwie den Verstand, aber Fabritius wurde getötet und sein Atelier zerstört. Zusammen mit fast allen seinen Bildern außer diesem hier.« Anscheinend wartete sie darauf, dass ich etwas sagte, aber als von mir nichts kam, fuhr sie fort. »Er war einer der größten Maler seiner Zeit, in einer der größten Epochen der Malerei. Sehr, sehr berühmt zu Lebzeiten. Aber es ist traurig, denn von seinen Bil-

dern haben vielleicht nur fünf oder sechs überlebt, von seinem ganzen Werk. Der Rest ist verloren – alles, was er je gemalt hat.«

Das Mädchen und der Großvater trödelten still neben uns herum und hörten meiner Mutter zu, was ein bisschen peinlich war. Ich schaute weg, und dann – weil ich nicht widerstehen konnte – schaute ich wieder hin. Sie standen sehr dicht neben uns, so nah, dass ich die Hand ausstrecken und sie hätte berühren können. Sie zupfte und klopfte am Ärmel des alten Mannes herum und zog an seinem Arm, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern.

»Jedenfalls, wenn du mich fragst, ist dies das außergewöhnlichste Bild in der ganzen Ausstellung. Fabritius macht etwas deutlich, das er ganz allein entdeckt hat, das vor ihm kein Maler auf der ganzen Welt wusste, nicht einmal Rembrandt.«

Sehr leise – so leise, dass ich es kaum hören konnte – flüsterte das Mädchen: »Er musste sein ganzes Leben lang so leben?«

Das hatte ich mich auch schon gefragt. Der gefesselte Fuß, die Kette, das war schrecklich. Ihr Großvater murmelte irgendetwas zur Antwort, aber meine Mutter (die sie anscheinend überhaupt nicht bemerkte, obwohl sie direkt neben uns standen) trat zurück und sagte: »Ein so geheimnisvolles, so einfaches Bild. Ganz zart – es lädt dich ein näher zu treten, nicht wahr? All die toten Fasane dahinten, und dann dieses kleine, lebende Geschöpf.«

Ich gestattete mir noch einen verstohlenen Blick zu dem Mädchen hinüber. Sie stand auf einem Bein und hatte die Hüfte nach außen geschwenkt. Dann – ganz plötzlich – drehte sie sich um und sah mir in die Augen. Mein Herz setzte verwirrt einmal aus, und ich schaute weg.

Wie hieß sie? Warum war sie nicht in der Schule? Ich hatte versucht, den gekritzelten Namen auf dem Flötenkoffer zu lesen, aber obwohl ich mich so weit hinüberbeugte, wie ich es, ohne aufzufallen, wagen konnte, gelang es mir nicht, die Marker-Striche zu entziffern, dick und gezackt, mehr Zeichnung als Schrift, wie auf einen U-Bahn-Wagen gesprayt. Der Nachname war kurz, nur vier oder fünf Buchstaben, und der erste sah aus wie ein R – oder ein P?

»Menschen sterben, natürlich«, sagte meine Mutter jetzt. »Aber es ist so herzerreißend und unnötig, wie wir *Dinge* verlieren. Durch pure Nachlässigkeit. Durch Kriege, Brände. Das Parthenon, als Munitionslager verwendet. Ich glaube, dass es uns überhaupt gelingt, etwas aus der Geschichte zu retten, ist ein Wunder.«

Der Großvater war an ein paar Bildern vorbei weitergewandert, aber das Mädchen trödelte ein paar Schritte weit hinter ihm und warf immer wieder einen Blick zurück zu meiner Mutter und mir. Eine wunderschöne Haut: milchweiß, Arme wie aus Marmor. Sie sah entschieden sportlich aus, aber zu blass für eine Tennisspielerin. Vielleicht war sie Ballerina oder Turnerin oder sogar Turmspringerin, die spätabends in schattendunklen Schwimmhallen trainierte – Echos und Lichtreflexe, dunkle Kacheln. Steilflug mit gewölbter Brust und gestreckten Zehen hinunter bis zum Grund des Beckens, ein lautloses *Puff*, ein schwarz glänzender Badeanzug, schäumende Luftblasen, die an der schmalen, straffen Gestalt entlangströmen.

Wieso diese zwanghafte Beschäftigung mit jemandem? War es normal, sich auf diese besonders lebhaft, fiebrige Weise auf eine Fremde zu konzentrieren? Ich nahm es nicht an. Es war unvorstellbar, dass irgendein x-beliebiger Passant auf der Straße sich in einem ähnlichen Ausmaß für *mich* interessieren könnte. Aber es war der Hauptgrund dafür, dass ich mit Tom in diese Häuser gegangen war: Ich war fasziniert von Fremden, wollte wissen, was sie aßen, welche Filme sie anschauten, was für Musik sie hörten, ich wollte unter ihre Betten schauen und in ihre geheimen Schubladen und Nachttische und in die Taschen ihrer Mäntel. Oft sah ich interessant aussehende Leute auf der Straße und dachte dann tagelang ruhelos an sie, stellte mir ihr Leben vor, dachte mir Geschichten über sie in der U-Bahn oder im Crosstown-Bus aus. Jahre waren vergangen, und ich hatte immer noch nicht aufgehört, an die beiden dunkelhaarigen Kinder – Bruder und Schwester – in den Uniformen der katholischen Schule zu denken, die ich in Grand Central gesehen hatte, wo sie buchstäblich versuchten, ihren Vater an den Ärmeln seines

Jacketts aus einer schmutzigen Bar zu zerren. Auch das zerbrechliche, zigeunerhafte Mädchen im Rollstuhl vor dem Carlyle Hotel hatte ich nicht vergessen, das atemlos auf Italienisch mit dem flauschigen Hund auf seinem Schoß geredet hatte, während hinter ihr ein smarter Typ mit Sonnenbrille (Vater? Bodyguard?) offenbar eine geschäftliche Verhandlung am Telefon führte. Seit Jahren drehte ich diese Fremden im Kopf hin und her und fragte mich, wer sie waren und wie sie lebten, und ich wusste, jetzt würde ich nach Hause gehen und über dieses Mädchen und ihren Großvater genauso nachdenken. Der alte Mann hatte Geld, das sah man an seiner Kleidung. Warum waren die beiden allein? Woher kamen sie? Vielleicht gehörten sie zu einer großen alten, komplizierten New Yorker Familie – Musiker, Akademiker, eine von diesen kunstbessenen West-Side-Familien, die man oben rings um die Columbia University oder in den Matinees im Lincoln Center sehen konnte. Oder – so anheimelnd und zivilisiert, wie der alte Knabe aussah – vielleicht war er gar nicht ihr Großvater. Vielleicht war er ein Musiklehrer, und sie war das Flöte spielende Wunderkind, das er in irgendeiner Kleinstadt entdeckt und nach New York gebracht hatte, damit es in der Carnegie Hall spielte ...

»Theo?«, sagte meine Mutter plötzlich. »Hast du nicht gehört?«

Ihre Stimme brachte mich wieder zu mir. Wir waren im letzten Raum der Ausstellung. Dahinter war der Ausstellungsshop – Postkarten, Registrierkasse, Stapel von hochglänzenden Kunstbüchern –, und meine Mutter hatte die Zeit unglücklicherweise doch nicht aus den Augen verloren.

»Wir sollten nachsehen, ob es noch regnet«, sagte sie. »Ein bisschen Zeit haben wir noch«, sie sah auf die Uhr und schaute an mir vorbei zum EXIT-Schild, »aber ich glaube, ich gehe lieber nach unten, wenn ich noch etwas für Mathilde finden will.«

Ich bemerkte, dass das Mädchen meine Mutter beobachtete, als sie sprach; ihr Blick wanderte neugierig über ihren glatten schwarzen Pferdeschwanz und den weißen Satin-Trenchcoat mit dem Gürtel um die Taille, und es überlief mich prickelnd, als ich meine Mut-

ter einen Moment lang so sah, wie das Mädchen sie sah: als Fremde. Sah sie auch den winzigen Höcker oben auf der Nase, die sie sich als Kind bei einem Sturz vom Baum gebrochen hatte? Oder die schwarzen Ringe um die hellblaue Iris, die ihren Augen etwas leicht Wildes verliehen, wie bei einem jagenden Geschöpf mit scharfem Blick, allein in der weiten Prarie?

»Weißt du ...« Meine Mutter sah sich noch einmal um. »Wenn du nichts dagegen hast, würde ich vielleicht noch mal zurücklaufen und einen kurzen Blick auf die *Anatomiestunde* werfen, bevor wir gehen. Ich hab's nicht aus der Nähe sehen können, und vielleicht schaffe ich es nicht noch einmal herzukommen, ehe es abgehängt wird.« Mit geschäftig klappernden Absätzen ging sie los und warf dann einen Blick zurück, als wollte sie sagen: *Kommst du nicht?*

Es kam so unerwartet, dass ich einen Sekundenbruchteil lang überhaupt nicht wusste, was ich sagen sollte. »Äh«, sagte ich und fasste mich wieder, »ich warte im Shop auf dich.«

»Okay«, rief sie. »Kauf mir zwei Postkarten, ja? Ich bin gleich wieder da.«

Weg war sie, bevor ich noch ein Wort sagen konnte. Mit klopfendem Herzen und außerstande, mein Glück zu fassen, sah ich dem weißen Satin-Trenchcoat nach, der sich rasch entfernte. Das war sie, die Chance, mit dem Mädchen zu sprechen, *aber was kann ich zu ihr sagen*, dachte ich hektisch, *was kann ich sagen?* Ich vergrub die Hände in den Taschen, atmete ein oder zwei Mal durch, um mich zu sammeln, und mit hell sprudelnder Aufregung im Bauch drehte ich mich um.

Zu meiner Bestürzung war sie verschwunden. Das heißt, verschwunden war sie nicht; ich sah ihren Rotkopf widerwillig (so schien es mir) durch den Raum schweben. Ihr Großvater hatte sich bei ihr untergehakt und flüsterte ihr mit großer Begeisterung etwas zu, während er sie zu einem Bild an der Wand gegenüber schleppte.

Ich hätte ihn umbringen können. Nervös schaute ich zum leeren Eingang hinüber. Dann bohrte ich die Hände noch tiefer in die Taschen und spazierte auffällig – und mit glühendem Gesicht – quer

durch den ganzen Raum. Die Uhr tickte; meine Mutter würde jeden Augenblick zurück sein, und auch wenn ich wusste, ich hatte nicht den Mut, auf sie loszumarschieren und wirklich etwas zu sagen, konnte ich sie doch wenigstens noch mal eingehend betrachten. Es war nicht allzu lange her, dass ich mit meiner Mutter spät-abends *Citizen Kane* gesehen hatte; ich war sehr begeistert von der Vorstellung, man könne im Vorübergehen eine bezaubernde Fremde wahrnehmen und sich für den Rest des Lebens an sie erinnern. Eines Tages wäre ich vielleicht auch wie der alte Mann in dem Film, ich würde mich im Sessel zurücklehnen, den Blick in die Ferne richten und sagen: »Weißt du, das ist jetzt sechzig Jahre her, und ich habe das Mädchen mit den roten Haaren nie wiedergesehen, aber soll ich dir was sagen? In der ganzen Zeit ist nicht ein Monat vergangen, in dem ich nicht an sie gedacht hätte.«

Ich hatte den Raum mehr als zur Hälfte durchschritten, als etwas Merkwürdiges passierte. Ein Museumswärter rannte an der offenen Tür des Ausstellungsshops vorbei. Er trug etwas auf den Armen.

Das Mädchen sah es auch. Ihre goldbraunen Augen sahen mich an, erschrocken, fragend.

Plötzlich kam ein zweiter Wärter aus dem Shop gestürmt. Er hatte die Arme erhoben und schrie.

Köpfe fuhren hoch. Jemand hinter mir sagte mit merkwürdig flacher Stimme: Oh! Im nächsten Moment erschütterte eine gewaltige, ohrenbetäubende Explosion den Raum.

Der alte Mann taumelte mit ausdruckslosem Gesicht seitwärts. Sein ausgestreckter Arm – die knotigen Finger gespreizt – ist das Letzte, woran ich mich erinnern kann. Fast genau im selben Augenblick kam ein schwarzer Blitz, Trümmer rauschten und wirbelten um mich herum, und ein brüllender, heißer Wind schlug mir entgegen und schleuderte mich durch den Raum. Danach wusste ich eine Zeitlang nichts mehr.

Ich weiß nicht, wie lange ich ohnmächtig war. Als ich zu mir kam, lag ich flach auf dem Bauch in einem Sandkasten auf irgendeinem dunklen Spielplatz – in einer verlassenem Gegend, die ich nicht kannte. Eine Bande von harten kleinen Jungen drängte sich um mich, und sie traten mir in die Rippen und an den Hinterkopf. Mein Hals war zur Seite verdreht, und es hatte mir den Atem verschlagen, aber das war nicht das Schlimmste: Ich hatte Sand im Mund, ich atmete Sand.

Die Jungen murrten hörbar. *Steh auf, Arschloch.*

Seht ihn euch an, seht ihn an.

Er hat keine verdammte Ahnung.

Ich rollte mich herum und warf die Arme über den Kopf, und dann erkannte ich – mit einem schwerelosen, surrealen Ruck –, dass da niemand war.

Einen Moment lang war ich wie gelähmt und konnte mich nicht rühren. Alarmglocken schrillten gedämpft in der Ferne. So seltsam es auch erschien, ich hatte den Eindruck, im ummauerten Innenhof eines gottverlassenen Sozialwohnungsblocks zu liegen.

Jemand hatte mich ziemlich gründlich verprügelt. Alles tat mir weh, meine Rippen schmerzten, und mein Kopf fühlte sich an, als hätte man mich mit einem Bleirohr geschlagen. Ich bewegte den Unterkiefer hin und her und griff in die Tasche, um zu sehen, ob ich Geld für die Heimfahrt hatte, als mich jäh die Erkenntnis überkam, dass ich keine Ahnung hatte, wo ich war. Steif lag ich da, in dem zunehmenden Bewusstsein, dass hier etwas schlimm aus den Fugen geraten war. Mit dem Licht stimmte etwas nicht und mit der Luft auch nicht; sie roch beißend und scharf, ein chemischer Dunst, der mir in der Kehle brannte. Der Kaugummi in meinem Mund war sandig, und als ich mich – mit pochendem Schädel – herumrollte, um ihn auszuspucken, blinzelte ich unversehens durch Rauchsleier und sah etwas, das so fremdartig war, dass ich es ein paar Augenblicke lang nur anstarrte.

Ich lag in einer zerklüfteten weißen Höhle. Streifen und Fetzen

baumelten von der Decke. Der Boden war holprig übersät von Haufen einer grauen Substanz wie Mondgestein und bestreut mit zerbrochenem Glas und Kies und Wirbeln von bunt zusammengewürfeltem Müll, von Ziegeln und Schlacke und papierartigem Zeug, alles überstäubt von feiner Asche wie vom ersten Reif. Hoch oben leuchteten zwei Lampen durch den Staub wie aus dem Lot geratene Autoscheinwerfer im Nebel, schielend, die eine nach oben gerichtet, die andere zur Seite, wo sie schräge Schatten warf.

Meine Ohren dröhnten und mein Körper ebenfalls, ein äußerst verstörendes Gefühl: Knochen, Hirn, Herz, alles vibrierte wie eine klingende Glocke. Leise, irgendwo in weiter Ferne, gellte das mechanische Kreischen von Alarmsirenen, gleichmäßig und unpersönlich. Ich konnte kaum unterscheiden, ob das Geräusch aus meinem Innern oder von außen kam. Ich hatte das übermächtige Gefühl, allein zu sein, in frostiger Erstarrung. Nichts ergab Sinn, in keiner Richtung.

In einer Kaskade von Sand, die Hand an eine nicht ganz senkrechte Fläche gestützt, stand ich auf und verzog das Gesicht vor Kopfschmerzen. Die Neigung des Raums, in dem ich mich befand, fühlte sich zutiefst und von Grund auf falsch an. Auf einer Seite hingen Staub und Rauch wie ein stiller, undurchsichtiger Schleier. Auf der anderen kam ein Haufen von zerbrochenem Material in steilem Durcheinander von oben herab, wo das Dach oder die Decke hätte sein müssen.

Mein Kiefer tat weh, ich hatte Platzwunden im Gesicht und an den Knien, und mein Mund fühlte sich an wie Sandpapier. Blinzeln schaute ich mich im Chaos um und sah einen Tennisschuh, Verwehungen von bröseliger Substanz mit dunklen Flecken, einen verbogenen Gehstock aus Aluminium. Schwankend stand ich da, halb erstickt und schwindlig, ohne zu wissen, wohin ich gehen oder was ich tun sollte, als ich plötzlich das Klingeln eines Telefons zu hören glaubte.

Einen Moment lang war ich nicht sicher; ich lauschte angestrengt, aber dann ging es wieder los, matt und lang gezogen, ein bisschen

unheimlich. Unbeholfen kämpfte ich mich durch die Verwüstung – stieß staubige Kinderhandtaschen und Rucksäckchen um, riss die Hände zurück, als sie heiße Objekte und Scherben von zerbrochenem Glas berührten, und war zunehmend alarmiert, als ich fühlte, wie der Schutt unter meinen Füßen an manchen Stellen nachgab, und angesichts der weichen, reglosen Klumpen am Rande meines Gesichtsfelds.

Auch als ich irgendwann sicher war, dass ich niemals ein Telefon gehört, sondern das Klingen in meinen Ohren mich getäuscht hatte, suchte ich weiter, mit gedankenloser, roboterhafter Intensität gefangen in den mechanischen Bewegungen des Suchens. Zwischen Schreibstiften, Handtaschen, Portemonnaies, zerbrochenen Brillen, Hotel-Schlüsselkarten, Puderdosen, Parfümsprays und rezeptpflichtigen Medikamenten (Roitman, Andrea – Alprazolam 0,25 mg) wühlte ich eine Schlüsselring-Taschenlampe und ein nicht funktionierendes Telefon (halb aufgeladen, keine Balken) ans Licht und warf beides in eine faltbare Nylon-Einkaufstasche, die ich in einer Damenhandtasche gefunden hatte.

Ich schnappte nach Luft, halb erstickt vom Mörtelstaub, und mein Kopf tat so weh, dass ich kaum sehen konnte. Ich wollte mich hinsetzen, aber es gab nichts zum Sitzen.

Dann sah ich eine Flasche Wasser. Mein Blick huschte sofort zurück und strich über die Trümmerlandschaft, bis ich sie wieder sah, ungefähr fünf Schritte weit entfernt, halb vergraben in einem Haufen Schutt: nur die Andeutung eines Etiketts im vertrauten Kühlschrankblau.

Gefühllos und schwerfällig, als stapfte ich durch tiefen Schnee, watete ich in Schlangenlinien durch die Trümmer, und Brocken zerbrachen unter meinen Füßen mit scharfem Krachen wie Eis. Aber ich war noch nicht sehr weit gekommen, als ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung auf dem Boden sah, auffällig in der Stille, eine Verschiebung von Weiß auf Weiß.

Ich blieb stehen. Dann watete ich ein paar Schritte näher heran. Es war ein Mann, flach auf dem Rücken, von Kopf bis Fuß weiß vom

Staub. Er war so gut getarnt in der von Asche überpuderten Ruinenlandschaft, dass es einen Moment dauerte, bis seine Umrisse erkennbar wurden: Kalk auf Kalk, wie eine vom Sockel gestürzte Statue. Mühsam versuchte er sich aufzurichten. Als ich näher kam, sah ich, dass er alt und sehr gebrechlich war, ein wenig missgestaltet, wie ein Buckliger. Sein Haar – was davon noch übrig war – stand senkrecht auf dem Kopf, die eine Seite seines Gesichts war mit hässlichen Brandwunden gesprenkelt, und der Kopf über dem einen Ohr war nichts als ein klebrig schwarzer Horror.

Ich hatte ihn gerade erreicht, als er – unerwartet schnell – den staubweißen Arm vorschießen ließ und meine Hand packte. Panisch erschrocken fuhr ich zurück, aber er hielt mich nur noch fester und hustete und hustete dabei ungesund feucht.

Wo –?, schien er zu fragen. Wo –? Er wollte zu mir aufschauen, aber sein Kopf schwankte schwer auf dem Hals, und sein Kinn rollte auf der Brust hin und her, sodass er mich unter den Brauen hervor anstarren musste wie ein Geier. Aber die Augen in dem zerstörten Gesicht waren intelligent und verzweifelt.

– O Gott, sagte ich und bückte mich, um ihm zu helfen – warten Sie, warten Sie –, und dann brach ich ab und wusste nicht weiter. Die untere Hälfte seines Körpers lag verdreht auf dem Boden wie ein Haufen schmutziger Wäsche.

Er stützte sich mit den Armen auf, tapfer, wie es aussah, seine Lippen bewegten sich, und immer noch versuchte er sich aufzurichten. Er stank nach verbrannten Haaren und verbrannter Wolle. Aber die untere Hälfte seines Körpers schien mit der oberen unverbunden zu sein, und er hustete und sackte wieder zusammen.

Ich sah mich um und versuchte mich zu orientieren; der Schlag an den Kopf hatte mich aus dem Gleichgewicht gebracht, und ich hatte kein Gefühl für die Zeit und wusste nicht mal, ob es Tag oder Nacht war. Die großartige Trostlosigkeit des Raumes machte mich fassungslos – hoch und karg wie ein Speicher, durchzogen von Schichten von Rauch, die sich dort, wo die Decke (oder der Himmel) sein sollte, verwirbelten und zeltähnlich blähten. Aber obwohl ich keine

Ahnung hatte, wo ich war (oder warum), hatte die ganze Zerstörung noch etwas Halberinnertes, war kinohaft aufgeladen im grellen Licht der Notbeleuchtung. Im Internet hatte ich Filmaufnahmen von einem Hotel in der Wüste gesehen, das gesprengt worden war: Im Augenblick des Einsturzes waren die wabenförmig angeordneten Zimmer in genau so einem Lichtblitz erstarrt.

Dann fiel mir das Wasser wieder ein. Ich trat zurück und schaute mich um und um, und mein Herz machte einen Satz, als ich das staubige Blau aufscheinen sah.

– Hören Sie, sagte ich und drückte mich beiseite. Ich wollte nur –

Der alte Mann beobachtete mich mit einem Blick, der hoffnungsvoll und hoffnungslos zugleich war, wie ein verhungertes Hund, der zu schwach zum Laufen war.

– Nein – warten Sie. Ich komme zurück.

Wie ein Betrunkener torkelte ich durch die Trümmer – pflügte mich im Zickzack hindurch, stieg über kniehohe Gegenstände und wühlte mich durch Ziegel und Beton und Schuhe und Handtaschen und eine Menge verkohlter Teile, die ich nicht allzu genau ansehen wollte.

Die Flasche war drei viertel voll und fühlte sich heiß an. Aber nach dem ersten Schluck übernahm meine Kehle das Kommando, und ich hatte mehr als die Hälfte hinuntergestürzt – nach Plastik schmeckendes, spülwasserwarmes Wasser –, ehe mir klar wurde, was ich tat, und ich mich zwang, die Flasche zuzuschrauben und in den Beutel zu stecken, um sie ihm zu bringen.

Ich kniete bei ihm. Steine bohrten sich in meine Knie. Ihn fröstelte, sein Atem ging rasselnd und ungleichmäßig, und sein Blick begegnete meinem nicht, sondern irrte oberhalb davon umher, starrte bang auf etwas, das ich nicht sah.

Ich wühlte nach der Wasserflasche, als er die Hand nach meinem Gesicht ausstreckte. Vorsichtig strich er mir mit seinen knöchigen alten, flachkuppigen Fingern das Haar aus den Augen, zupfte mir einen Dorn aus Glas aus der Braue und tätschelte mir dann den Kopf.

»Na, na.« Seine Stimme war sehr matt, sehr rau, sehr warm, durch-

zogen von einem schaurigen Pfeifen aus der Lunge. Wir schauten einander an wie zwei Tiere, die sich in der Dämmerung treffen, einen endlosen, seltsamen Augenblick lang, den ich tatsächlich nie mehr vergessen habe und in dessen Verlauf ein klarer, liebenswerter Funke in seinen Augen heraufwehte und ich das Wesen sehen konnte, das er in Wirklichkeit war – und er, glaube ich, sah mich auch. Einen Moment lang waren wir miteinander verdrahtet und summten wie zwei Maschinen am selben Stromkreis.

Dann kippte er wieder zurück, so schlaff, dass ich dachte, er sei tot. »Hier«, sagte ich unbeholfen und schob meine Hand unter seine Schultern. »Das ist gut.« Ich hielt seinen Kopf, so gut ich konnte, und half ihm beim Trinken aus der Flasche. Er bekam nur wenig heraus; das meiste lief ihm über das Kinn.

Er fiel wieder zurück. Zu anstrengend.

»Pippa«, sagte er mit schwerer Zunge.

Ich schaute in sein verbranntes, gerötetes Gesicht, und etwas Vertrautes in seinen Augen rührte mich an. Sie waren rostbraun und klar. Ich hatte ihn schon mal gesehen. Und ich hatte auch das Mädchen gesehen. Ein kurzer Schnappschuss, farbig wie ein Herbstblatt: rostrote Brauen, honigbraune Augen. Ihr Gesicht spiegelte sich in seinem. Wo war sie?

Er wollte etwas sagen. Die rissigen Lippen mühten sich. Er wollte wissen, wo Pippa war.

Keuchend. Nach Atem ringend. »Hey«, sagte ich aufgeregt, »versuchen Sie, still liegen zu bleiben.«

»Sie sollte die Bahn nehmen, das geht schneller. Es sei denn, sie bringen sie mit dem Auto.«

»Keine Sorge«, sagte ich und beugte mich tiefer. Ich machte mir keine Sorgen. Bald würde uns jemand holen, da war ich sicher. »Ich warte hier, bis sie kommen.«

»Du bist so freundlich.« Seine Hand (kalt und pulvertrocken) spannte sich fester um meine. »Ich habe dich nicht mehr gesehen, seit du wieder ein kleiner Junge bist. Als wir uns das letzte Mal gesprochen haben, warst du ganz erwachsen.«

»Aber ich bin Theo«, sagte ich nach einer kurzen Pause verwirrt.
»Natürlich.« Sein Blick war fest und freundlich wie sein Händedruck. »Und du hast die beste Wahl getroffen, da bin ich sicher. Der Mozart ist so viel hübscher als der Gluck, meinst du nicht auch?«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Zu zweit wird es für euch beide leichter sein. Sie sind so streng mit euch Kindern beim Vorspielen.« Er hustete. Die Lippen nass von Blut, dick und rot. »Keine zweite Chance.«

»Hören Sie ...« Es kam mir falsch vor, ihn glauben zu lassen, ich sei jemand anderes.

»Oh, aber ihr spielt es so schön, mein Lieber, ihr beide. Das G-Dur. Er geht mir immer wieder im Kopf herum. Leicht, ganz leicht, mit zarter Hand ...«

Er summte ein paar formlose Töne. Ein Lied. Es war ein Lied.

» ... und das muss ich dir doch erzählt haben, wie ich Klavierstunden genommen habe, bei der alten armenischen Lady? Da war eine grüne Eidechse, die in der Palme wohnte, grün wie ein Bonbon; ich habe so gern danach gesucht ... leuchtend auf der Fensterbank ... Feenlichter im Garten ... *du pays saint* ... zwanzig Minuten zu Fuß, aber es kam mir meilenweit vor ...«

Er schwand für einen Moment dahin. Ich spürte, wie sein Verstand von mir abließ und davontrieb, kreiselnd wie ein Blatt in einem Bach. Dann wurde er zurückgeschwemmt und war wieder da.

»Und du! Wie alt bist du jetzt?«

»Dreizehn.«

»Auf dem Lycée Français?«

»Nein, meine Schule ist auf der West Side.«

»Auch gut, nehme ich an. Der ganze Französischunterricht! Zu viele Vokabeln für ein Kind. *Nom et pronom*, *Species* und *Phyllum*. Das ist nichts anderes als Insektensammelei.«

»Wie bitte?«

»Bei Groppi haben sie immer Französisch gesprochen. Erinnerst du dich an Groppi? Mit dem gestreiften Schirm und dem Pistazien-eis?«

Der gestreifte Schirm. Mit diesen Kopfschmerzen fiel mir das Denken schwer. Mein Blick wanderte zu der langen Schnittwunde in seiner Kopfhaut, schwarz geronnen, wie von einem Schlag mit der Axt. Immer stärker drangen die furchtbaren körperähnlichen Gestalten, die zusammengesunken im Schutt lagen, in mein Bewusstsein. Dunkel und klobig, nicht deutlich zu erkennen, rotteten sie sich stumm um uns zusammen, Dunkelheit überall und Gestalten wie Lumpenpuppen, aber es war eine Dunkelheit, auf der man davondriften konnte; sie hatte etwas Schläfriges an sich, ein schaumiges Kielwasser auf einem kalten, schwarzen Ozean, das brodelnd verschwindet.

Plötzlich war etwas ganz und gar nicht mehr in Ordnung. Er war wach und schüttelte mich. Seine Hände flatterten. Pfeifend atmete er ein und versuchte sich hochzustemmen.

»Was ist?«, fragte ich und schüttelte mich, um wach zu werden. Er keuchte erregt, zog an meinem Arm. Angstvoll richtete ich mich auf und schaute mich um, ob da vielleicht eine neue Gefahr im Anzug war: lose Kabel, ein Brand, eine gleich einstürzende Decke.

Er packte meine Hand. Drückte sie fest. »Nicht da«, brachte er hervor.

»Was?«

»Lass es nicht da. Nein.« Er schaute an mir vorbei und wollte auf etwas zeigen. »Bring es da weg.«

»Bitte, legen Sie sich hin!«

»Nein! Sie dürfen es nicht sehen.« Panisch umklammerte er meinen Arm und versuchte, sich daran hochzuziehen. »Sie haben die Teppiche gestohlen, sie bringen es in den Zollschuppen ...«

Jetzt sah ich, er deutete auf ein staubiges rechteckiges Brett, praktisch unsichtbar zwischen gebrochenen Balken und Trümmern, kleiner als mein Laptop zu Hause.

»Das?« Ich schaute genauer hin. Es war mit Wachstropfen bekleckert und mit einem unregelmäßigen Flickenteppich von bröselnden Etiketten beklebt. »Wollen Sie das?«

»Ich flehe dich an.« Die Augen fest zugepresst. Er war erregt und hustete so stark, dass er kaum sprechen konnte.

Ich fasste die Tafel bei den Ecken und hob sie auf. Sie war überraschend schwer für einen so kleinen Gegenstand. Ein langer Splitter von einem zerbrochenen Rahmen hing an einer Ecke.

Ich wischte mit dem Ärmel über die staubige Fläche. Ein kleiner gelber Vogel, matt unter dem weißen Staubschleier. *Die Anatomiestunde war übrigens in demselben Buch, aber sie hat mir eine Heidenangst eingejagt.*

Ja, antwortete ich schläfrig. Ich drehte mich mit dem Bild in der Hand um und wollte es ihr zeigen, aber dann sah ich, sie war nicht da.

Beziehungsweise – sie war da und doch nicht da. Ein Teil von ihr war da, aber unsichtbar. Der unsichtbare Teil war der, auf den es ankam. Bisher hatte ich das noch nie verstanden. Aber als ich es jetzt laut aussprechen wollte, kamen die Worte verworren aus meinem Mund, und es war wie eine eiskalte Ohrfeige, als ich begriff, dass ich unrecht hatte. Beide Teile gehörten zusammen. Man konnte den einen nicht ohne den anderen haben.

Ich wischte mir mit dem Arm über die Stirn und versuchte, mir den Sand aus den Augen zu blinzeln, und mit einer ungeheuren Anstrengung – als stemmte ich ein Gewicht, das viel zu schwer für mich war – wollte ich meine Gedanken dahin schieben, wo sie hingehörten. Wo war meine Mutter? Einen Augenblick lang waren wir hier zu dritt gewesen, und sie – ich war mir ziemlich sicher – war eine von uns. Aber jetzt waren wir nur noch zwei.

Hinter mir hatte der alte Mann wieder angefangen, mit unbeherrschbarer Dringlichkeit zu husten und zu beben, als er versuchte, noch etwas zu sagen. Ich streckte mich nach hinten und wollte ihm das Bild geben. »Hier«, sagte ich und wandte mich dann an meine Mutter – an die Stelle, an der sie scheinbar gewesen war: »Ich bin gleich wieder da.«

Aber er wollte gar nicht das Bild haben. Gereizt stieß er es zu mir zurück und brabbelte etwas. Sein Kopf war auf der rechten Seite so klebrig durchtränkt vom Blut, dass ich das Ohr kaum sehen konnte.

»Was denn?«, fragte ich, in Gedanken immer noch bei meiner Mutter – wo war sie? »Verzeihung?«

»Nimm es.«

»Hören Sie, ich komme gleich wieder. Ich muss ...« Ich brachte es nicht heraus, nicht richtig, aber meine Mutter wollte, dass ich nach Hause ging, und zwar sofort. Ich sollte mich dort mit ihr treffen, das zumindest hatte sie mir deutlich zu verstehen gegeben.

»Nimm es mit!«, bedrängte er mich. »Geh!« Er wollte sich aufsetzen. Seine Augen leuchteten wild, und seine Erregung machte mir Angst. »Sie haben alle Glühbirnen genommen, sie haben die Hälfte der Häuser in der Straße zertrümmert ...«

Ein Tropfen Blut lief über sein Kinn.

Ich wagte nicht, ihn anzufassen. »Bitte bleiben Sie liegen ...«

Er schüttelte den Kopf und wollte etwas sagen, aber die Anstrengung warf ihn nieder. Er hustete stoßweise, nass und elend. Als er sich den Mund abwischte, sah ich hellrot verschmiertes Blut auf seinem Handrücken.

»Jemand wird kommen.« Ich war nicht sicher, dass ich es glaubte, aber ich wusste nicht, was ich sonst sagen sollte.

Er sah mir direkt ins Gesicht und suchte nach einem Flackern, an dem er sehen könnte, dass ich ihn verstand. Als er nichts entdeckte, krallte er wieder die Hände in den Boden, um sich hochzuziehen.

»Feuer«, sagte er mit gurgelnder Stimme. »Die Villa in Ma'adi. *On a tout perdu.*«

Wieder brach er ab und hustete. Rötlicher Schaum blubberte aus seinen Nasenlöchern. Inmitten der unwirklichen Szenerie aus Steinhäufen und geborstenen Monolithen hatte ich das traumartige Gefühl, ihn im Stich gelassen zu haben, als hätte ich durch Tölpelhaftigkeit und Unwissenheit eine entscheidend wichtige Märchenaufgabe verpatzt. Zwar war nirgendwo in dieser Steinwüste ein Feuer zu entdecken, aber ich kroch doch zu dem Nylonbeutel hinüber und schob das Bild hinein, nur damit er es nicht mehr sah und sich nicht aufregte.

»Keine Sorge«, sagte ich. »Ich werde ...«

Er hatte sich beruhigt. Er legte eine Hand auf mein Handgelenk, und sein Blick war fest und hell. Unvernunft wehte über mich hin-

weg wie ein kalter Wind. Ich hatte getan, was ich tun sollte. Alles würde gut werden.

Während ich mich noch in dieser tröstlichen Vorstellung sonnte, drückte er mir beruhigend die Hand, als hätte ich laut gesprochen. »Wir werden von hier wegkommen«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Wickle es in Zeitungspapier und leg es ganz unten in die Truhe, mein Lieber. Zu den anderen Kuriositäten.«

Ich war erleichtert, weil er sich beruhigt hatte, und erschöpft von meinen Kopfschmerzen, und die Erinnerung an meine Mutter war verblasst und nur noch das Flattern einer Motte. Ich ließ mich neben ihm nieder, schloss die Augen und fühlte mich merkwürdig behaglich und sicher. Abwesend, verträumt. Er faselte leise ein wenig vor sich hin – ausländische Namen, Summen, Zahlen, ein paar französische Wörter, aber hauptsächlich Englisch. Ein Mann war gekommen, um sich die Möbel anzusehen. Abdou war in Schwierigkeiten, weil er Steine geworfen hatte. Aber das alles leuchtete irgendwie ein, und ich sah den Palmengarten und das Klavier und die grüne Eidechse am Baumstamm wie auf den Seiten eines Fotoalbums.

»Findest du allein nach Hause, mein Lieber?«, fragte er irgendwann, das weiß ich noch.

»Natürlich.« Ich lag neben ihm auf dem Boden, und mein Kopf war auf einer Höhe mit seinem klapprigen alten Brustbein, sodass ich jedes Stocken, jedes Keuchen seines Atems hören konnte. »Ich fahre jeden Tag allein mit der Bahn.«

»Und wo, sagtest du, wohnst du jetzt?« Seine Hand auf meinen Kopf, ganz sanft, wie man einem Hund, den man gern hat, die Hand auf den Kopf legt.

»East 57th Street.«

»O ja! Beim Le Veau d'Or?«

»Na ja, ein paar Straßen weiter.« Le Veau d'Or war ein Restaurant, in das meine Mutter gern gegangen war, als wir noch Geld hatten. Ich hatte meine ersten Schnecken dort gegessen und das erste Schlückchen Marc de Bourgogne aus ihrem Glas probiert.

»Richtung Park, sagst du?«

»Nein, näher am Fluss.«

»Nah genug, mein Lieber. Baisers und Kaviar. Wie habe ich diese Stadt geliebt, als ich sie das erste Mal gesehen habe! Trotzdem, es ist nicht das Gleiche, oder? Ich vermisse das alles schrecklich, du nicht auch? Den Balkon und den ...«

»Garten.« Ich drehte mich um und sah ihn an. Parfüms und Melodien. Im Sumpf meiner Verwirrung war es mir vorgekommen, als sei er ein guter Freund oder ein Angehöriger, den ich vergessen hatte, ein lange verlorener Verwandter meiner Mutter ...

»Oh, deine Mutter! So ein Schatz! Ich werde nie vergessen, wie sie das erste Mal zum Spielen kam. Sie war das hübscheste kleine Mädchen, das ich je gesehen habe.«

Woher wusste er, dass ich an sie gedacht hatte? Ich wollte ihn fragen, ob er wüsste, wo sie war, aber er schlief. Seine Augen waren geschlossen, und sein Atem ging schnell und rau, als laufe er vor etwas weg.

Ich schwand selbst langsam dahin – Ohrensausen, ein blödes Summen, ein metallischer Geschmack im Mund wie beim Zahnarzt –, und vielleicht wäre ich wieder in der Bewusstlosigkeit versunken und dort geblieben, wenn er mich nicht irgendwann heftig geschüttelt hätte, sodass ich mit panischem Aufbäumen erwachte. Er murmelte etwas und zerrte an seinem Zeigefinger. Er hatte seinen Ring abgenommen, einen schweren Goldring mit einem geschnittenen Stein, und versuchte, ihn mir zu geben.

»Nein, den will ich nicht.« Ich scheute davor zurück. »Warum tun Sie das?«

Aber er drückte ihn mir in die Hand. Sein Atem kam blasig und hässlich. »Hobart and Blackwell«, sagte er, und seine Stimme klang, als ertrinke er von innen. »Läute die grüne Glocke.«

»Läute die grüne Glocke«, wiederholte ich unsicher.

Sein Kopf rollte vor und zurück wie bei einem angeschlagenen Boxer, und seine Lippen zitterten. Sein Blick war stumpf, und als er über mich hinwegglitt, ohne mich zu sehen, überlief mich ein Frösteln.

»Sag Hobie, er soll aus dem Laden verschwinden«, sagte er mit schwerer Zunge.

Ungläubig sah ich zu, wie leuchtend rotes Blut aus seinem Mundwinkel rieselte. Er hatte an seiner Krawatte gezerrt und sie gelockert. »Hier«, ich streckte die Hände aus, um ihm zu helfen, aber er schlug sie beiseite.

»Er soll die Kasse zumachen und verschwinden!«, krächzte er. »Sein Vater schickt ein paar Kerle, die ihn zusammenschlagen sollen!«

Seine Augen rollten in den Höhlen nach oben, seine Lider flatterten. Dann sank er in sich zusammen, sah flach und kollabiert aus, als sei alle Luft aus ihm gewichen, dreißig Sekunden lang, vierzig, wie ein Haufen alter Kleider, aber dann – so schroff, dass ich zusammenzuckte – schwoll seine Brust rassend wie ein Blasebalg an und hustete schlagartig einen Schwall Blut hervor, der mich von oben bis unten bespritzte. So gut er konnte, stemmte er sich auf den Ellenbogen hoch, und ungefähr dreißig Sekunden lang hechelte er wie ein Hund, seine Brust pumpte panisch, auf und ab, auf und ab, sein Blick fixierte etwas, das ich nicht sehen konnte, und die ganze Zeit hielt er meine Hand fest, als würde vielleicht alles wieder gut werden, wenn er sie nur fest genug umklammerte.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich panisch und den Tränen nahe. »Können Sie mich hören?«

Er zappelte und strampelte – ein Fisch auf dem Trockenen –, und ich hielt seinen Kopf hoch oder versuchte es doch wenigstens, aber ich wusste nicht, wie, und ich hatte Angst, ihn zu verletzen, und die ganze Zeit klammerte er sich an meine Hand, als baumelte er von einem Hochhausdach und werde gleich abstürzen. Jeder Atemzug war ein isoliertes, gurgelndes Ringen nach Luft, ein schwerer Stein, der unter schrecklichen Anstrengungen vom Boden aufgehoben und wieder fallen gelassen wurde. Einmal sah er mich direkt an, und Blut quoll ihm in den Mund; anscheinend sagte er etwas, aber die Worte blubberten über sein Kinn.

Dann – zu meiner endlosen Erleichterung – wurde er ruhiger,

stiller, sein Griff um meine Hand lockerte sich und schmolz, und er schien zu sinken und davonzutreiben, fast als schwimme er auf dem Rücken im Wasser weg von mir. Besser?, fragte ich, und dann ...

Vorsichtig trüffelte ich ihm ein bisschen Wasser auf den Mund – seine Lippen arbeiteten, ich sah, wie sie sich bewegten, und auf den Knien, wie ein junger Diener in einer Geschichte, wischte ich ihm mit dem Paisley-Tuch aus seiner Tasche ein bisschen von dem Blut aus dem Gesicht. Als er – grausam, allmählich und stückchenweise – ins Stille abdriftete, kippte ich auf den Fersen zurück und schaute ihm eindringlich in das zerstörte Gesicht.

Hallo?, sagte ich.

Ein papiernes Augenlid zuckte, halb geschlossen, blau gädert, ein Tick.

»Wenn Sie mich hören können, drücken Sie meine Hand.«

Seine Hand lag schlaff in meiner. Ich hockte da und sah ihn an und wusste nicht, was ich tun sollte. Es war Zeit zum Gehen, schon weit darüber hinaus – meine Mutter hatte sich ganz klar ausgedrückt –, aber ich sah keinen Weg hinaus aus dem Raum, in dem ich war, und eigentlich war es in gewisser Hinsicht schwierig, mir vorzustellen, ich sei irgendwo anders auf der Welt – ja, es gebe eine andere Welt außerhalb von dieser hier. Es war, als hätte ich nie ein anderes Leben gehabt.

»Können Sie mich hören?«, fragte ich ihn ein letztes Mal, beugte mich tief über ihn und hielt mein Ohr dicht an seinen blutigen Mund. Aber da war nichts.

VI

Weil ich ihn, falls er sich nur ausruhte, nicht stören wollte, stand ich so leise wie möglich auf. Mir tat alles weh. Einen Moment lang blieb ich stehen und schaute auf ihn hinunter und wischte mir die Hände an meiner Schuljacke ab – ich war überall mit seinem Blut beschmiert, und meine Hände waren glitschig davon –, und dann sah

ich mich in der Mondlandschaft aus Geröll um und versuchte, mich zu orientieren und einen Weg zu finden.

Als ich mit Mühe die Mitte des Raumes oder das, was zumindest danach aussah, gefunden hatte, sah ich, dass die eine Tür von fetzenweise herabhängenden Trümmern verdeckt war, und ich drehte mich um und fing an, mich in die andere Richtung vorzuarbeiten. Dort war der Türsturz eingebrochen und hatte einen Berg von Steinen herunterfallen lassen, der fast so hoch war wie ich. Die rauchverhangene Öffnung darüber war groß genug, um mit einem Auto hindurchzufahren. Ich fing an, mühsam hinaufzuklettern und zu kraxeln – über Betonbrocken hinweg und um sie herum –, aber bevor ich sehr weit gekommen war, wurde mir klar, dass ich in die andere Richtung würde gehen müssen. Matte Feuerschatten leckten über die hinteren Wände dessen, was der Ausstellungshop gewesen war, sie spuckten und sprühten Funken im Halbdunkel, zum Teil deutlich unterhalb der Ebene, wo der Fußboden hätte sein müssen.

Es gefiel mir nicht, wie die andere Tür aussah (rot befleckte Dämmplatten, und die Spitze eines Männerschuhs ragte aus einem Haufen zerbröckeltem Putz), aber wenigstens war das meiste von dem Zeug, das den Durchgang versperrte, nicht besonders fest. Ich tappte zurück, duckte mich unter ein paar Kabeln hindurch, die funkensprühend von der Decke hingen, und warf mir den Beutel über die Schulter. Ich holte tief Luft und stürzte mich mit dem Kopf voran in die Verwüstung.

Staub und ein scharfer chemischer Geruch nahmen mir sofort den Atem. Ich hustete und betete, dass nicht noch mehr Stromkabel vor mir herunterbaumelten; ich tastete und stocherte in der Dunkelheit vor mir umher, und alle möglichen Arten von lockerem Schutt fingen an, herabzurieseln und mir in die Augen zu regnen: Kies, Mörtelstaub, Bröckchen und Klumpen, Gott weiß, wovon.

Manches Baumaterial war hell, anderes nicht. Je weiter ich mich vorwärtsarbeitete, desto dunkler und heißer wurde es. Immer wieder verengte sich der Weg oder war ganz unerwartet verstellt, und in meinen Ohren toste der Lärm einer Menschenmenge – woher,

das wusste ich nicht. Ich musste mich um Dinge herumzwängen, manchmal gehend, manchmal kriechend, und in den Trümmern waren Körper, die ich mehr spürte als sah, etwas verstörend Weiches, das unter dem Druck meines Gewichts nachgab. Aber noch schlimmer war der Geruch: verbrannter Stoff, verbrannte Haare, verbranntes Fleisch und ein bitterer Hauch von frischem Blut – Kupfer, Zinn und Salz.

Meine Hände waren zerschnitten und meine Knie ebenso. Ich duckte mich unter etwas hindurch und ging um etwas anderes herum, tastete mich voran und strich mit der Hüfte an einer langen Latte oder einem Balken entlang, bis mir der Weg durch eine solide Masse versperrt wurde, die sich anfühlte wie eine Wand. Mit Mühe – es war eng hier – drehte ich mich um, damit ich in den Beutel greifen konnte, um die Lampe herauszuholen.

Ich wollte die Schlüsselring-Lampe haben – sie lag ganz unten, unter dem Bild –, aber meine Finger schlossen sich um das Telefon. Ich schaltete es ein – und ließ es im selben Augenblick wieder fallen, denn im Schein des Displays sah ich die Hand eines Mannes, die zwischen zwei Betonklötzen herausragte. Ich weiß noch, dass ich bei allem Entsetzen dankbar war, weil es nur eine Hand war, auch wenn ich das dunkle, fleischige, geschwollene Aussehen der Finger nie mehr habe vergessen können. Ab und zu fahre ich immer noch erschrocken zurück, wenn ein Bettler auf der Straße mir eine solche Hand entgegenstreckt, aufgedunsen und mit schwarzem Dreck unter den Nägeln.

Da war immer noch die kleine Taschenlampe – aber ich wollte das Telefon. Es warf einen matten Schimmer hinauf in den Hohlraum, in dem ich war, aber als ich mich gerade so weit gefasst hatte, dass ich mich danach bücken konnte, wurde das Display dunkel. Der Nachglanz schwebte säuregrün vor mir in der Dunkelheit. Ich sank auf die Knie und kroch im Dunkeln herum, griff mit beiden Händen zwischen Steine und Glas, entschlossen, es wiederzufinden.

Ich glaubte zu wissen, wo es war oder wo es ungefähr war, und ich suchte wahrscheinlich länger danach, als ich es hätte tun sollen,

aber erst, als ich die Hoffnung aufgegeben hatte und wieder aufstehen wollte, merkte ich, dass ich in einen niedrigen Hohlraum gekrochen war, in dem ich nicht aufstehen konnte: Ungefähr zwei Fingerbreit über meinem Kopf war eine harte Decke. Umdrehen ging nicht, Rückwärtskriechen ging nicht – also beschloss ich, vorwärtszukriechen in der Hoffnung, dass sich vor mir wieder ein Raum auftun würde, und bald rutschte ich Zentimeter für Zentimeter unter Schmerzen voran, niedergeschmettert und verzweifelt, den Kopf scharf zur Seite gedreht.

Mit ungefähr vier Jahren war ich in unserem alten Apartment in der Seventh Avenue mal halb in einem Wandbett eingeklemmt, was nach einem lustigen Dilemma klingt, aber eigentlich keins war: Ich glaube, ich wäre erstickt, wenn Alameda, unsere Haushälterin, meine gedämpften Schreie nicht gehört und mich herausgezogen hätte. Das Manövrieren in dieser luftlosen Höhle war irgendwie ähnlich, nur schlimmer, denn hier war Glas, heißes Metall, der Gestank von verbrannten Kleidern, und ab und zu drückte ich gegen etwas Weiches, über das ich nicht weiter nachdenken wollte. Schwer prasselte es von oben auf mich herab; meine Kehle füllte sich mit Staub, und ich hustete stark und geriet allmählich in Panik, als mir bewusst wurde, dass ich – wenn auch nur schemenhaft – die raue Oberfläche der geborstenen Steine um mich herum sehen konnte. Licht – ein kaum wahrnehmbarer, matter Schimmer – kroch zart von links heran, vielleicht zwei Handbreit über dem Boden.

Ich duckte mich tiefer, und unversehens schaute ich über den matten Terrazzo-Boden der nächsten Galerie. Ein ungeordneter Berg von – wie es aussah – Rettungsgeräten (Seile, Äxte, Stemmeisen, eine Sauerstoffflasche mit der Aufschrift FDNY) lag auf dem Boden.

»Hallo?«, rief ich – aber ohne auf eine Antwort zu warten, drückte ich mich an den Boden, um so schnell wie möglich durch die Öffnung zu robben.

Wäre ich ein paar Jahre älter oder ein paar Pfund schwerer gewesen, hätte ich vielleicht nicht hindurchgepasst. Auf halber Strecke blieb mein Beutel irgendwo hängen, und einen Moment lang dach-

te ich, ich müsste mich – Bild hin, Bild her – von ihm befreien wie eine Eidechse, die den Schwanz zurücklässt, aber als ich noch einmal daran zerrte, löste der Beutel sich, und Putzbröckchen regneten auf mich herab. Über mir war so etwas wie ein Balken, der anscheinend eine Menge Trümmer stützte, und als ich mich unter Verrenkungen darunter hindurchwand, wurde mir schwindlig vor Angst, er könnte wegrutschen und mich in zwei Teile zerhacken, aber dann sah ich, dass jemand ihn mit einer Art Wagenheber abgestützt hatte.

Als ich draußen war, rappelte ich mich auf, mit wackligen Knien und wie betäubt vor Erleichterung. »Hallo?«, rief ich noch einmal und fragte mich, warum hier so viele Gerätschaften lagen, aber kein Feuerwehrmann zu sehen war. Der Raum war halb dunkel, aber größtenteils unbeschädigt. In der Luft hingen feine Rauchscheiter, die dichter wurden, je höher sie stiegen, aber an den Scheinwerfern und Überwachungskameras, die verdreht zur Decke gerichtet waren, konnte man sehen, dass irgendeine gewaltige Kraft durch die Galerie gefahren war. Ich war so froh, wieder freie Fläche um mich zu haben, dass es einen Augenblick dauerte, bis mir klar wurde, wie merkwürdig es war, in einem Raum voller Menschen als Einziger aufrecht dazustehen. Alle außer mir lagen auf dem Boden.

Ich sah mindestens ein Dutzend Leute – nicht alle unversehrt. Sie sahen aus, als wären sie aus großer Höhe herabgestürzt. Drei oder vier Gestalten waren mit Feuerwehrjacken zugedeckt, aber ihre Füße ragten hervor. Andere waren deutlich sichtbar der Länge nach hingefallen, umgeben von explosionsförmigen Flecken. In den hingeklatschten Spritzern lag Gewalt wie in einem machtvoll blutigen Niesen, ein hysterisches Gefühl von Bewegung in der Stille. Besonders erinnere ich mich an eine Lady mittleren Alters in einer blutverschmierten Bluse, die mit Fabergé-Eiern gemustert war und wirklich aussah, als stammte sie aus dem Museumsshop. Ihre mit schwarzem Make-up umrandeten Augen schauten ausdruckslos zur Decke, und ihre Sonnenbräune war offensichtlich aufgesprüht, denn ihre Haut hatte einen gesunden, aprikosenfarbenen Glanz, obwohl ihre Schädeldecke verschwunden war.

Halbdunkle Ölfarben, stumpfe Vergoldung. Mit winzigen Schritten ging ich bis in die Mitte des Raumes, schwankend und ein bisschen aus dem Gleichgewicht. Ich hörte mich selbst rasselnd ein- und ausatmen; es klang seltsam flach und albtraumhaft leicht. Ich wollte nicht hinschauen und musste es doch. Ein schwächlicher Asiate, kläglich in seiner hellbraunen Windjacke, lag zusammengekrümmt in einer bauchigen Blutlache. Einem Museumswärter (die Uniform war noch am besten erkennbar, denn sein Gesicht war schwarz verbrannt) war der Arm auf den Rücken verrenkt, und wo das Bein hätte sein sollen, war nur ein bössartig versprühter Fleck.

Aber die Hauptsache, das Wichtigste: Keiner der hier liegenden Menschen war sie. Ich zwang mich, sie alle anzusehen, jeden Einzelnen, einen nach dem andern – und auch wenn ich mich nicht dazu durchringen konnte, ihre Gesichter anzuschauen, kannte ich doch die Füße meiner Mutter, ihre Kleidung, ihre zweifarbig schwarz-weißen Schuhe –, und lange nachdem ich mich vergewissert hatte, zwang ich mich, inmitten von ihnen stehen zu bleiben, zusammengekauert wie eine kranke Taube, mit geschlossenen Augen.

In der nächsten Galerie: weitere Tote. Drei. Ein dicker Mann in einer traditionellen schottischen Weste. Eine alte Lady mit Mundgeschwüren. Ein milchweißes Entenküken von einem Mädchen mit einer roten Schürfwunde an der Schläfe, aber sonst praktisch unverehrt. Danach kamen keine mehr. Ich ging durch mehrere Räume voller Geräte (und Blutflecken auf den Böden), aber ohne Tote. Und als ich die weit abgelegen erscheinende Galerie betrat, in der sie gewesen, in die sie gegangen war, die Galerie mit der *Anatomiestunde* – ich schloss die Augen in meinem inständigen Wunsch –, standen da nur wieder die gleichen Tragen und Gerätschaften herum, und als ich den Raum in der seltsam schreienden Stille durchquerte, starrten mir nur wieder dieselben zwei Augenpaare entgegen, die der beiden verblühten Holländer an der Wand: Was tust *du* denn hier?

Dann zerbrach etwas in mir. Ich weiß nicht einmal mehr, wie es passierte – ich war nur woanders und rannte, ich rannte durch Räume, die leer waren bis auf den Rauchnebel, der die ganze Pracht

stofflos und unwirklich aussehen ließ. Vorher waren mir die Galerien ziemlich unkompliziert vorgekommen, eine mäandernde, aber logische Reihe, deren Nebenflüsse allesamt in den Museumsshop mündeten. Aber als ich jetzt schnell und in entgegengesetzter Richtung hindurchlief, erkannte ich, dass der Weg keineswegs folgerichtig war: Immer wieder lief ich gegen kahle Wände oder kam in Räume, die keinen anderen Ausgang hatten. Türen und Eingänge waren da, wo ich sie nicht erwartete, freistehende Sockel ragten aus dem Nichts herauf. Einmal bog ich zu scharf um eine Ecke und wäre beinahe geradewegs in eine Bande von Frans-Hals-Gardeoffizieren gelaufen: große, grobe, rotgesichtige Kerle, verquollen von zu viel Bier, wie New Yorker Cops auf einer Kostümparty. Kalt starrten sie mich an, ihr Blick hart und amüsiert, während ich mich wieder fasste, zurückwich und weiterrannte.

Selbst an guten Tagen verlor ich im Museum manchmal die Orientierung (ich wanderte ziellos in die Räume der Ozeanischen Kunst mit Totempfählen und Einbaumkanus), und dann musste ich einen Wärter nach dem Weg zum Ausgang fragen. Die Gemäldegalerien waren besonders verwirrend, weil sie so oft neu gehängt wurden, und als ich im gespenstischen Zwielicht durch die leeren Korridore rannte, wurde meine Angst immer größer. Ich hatte geglaubt, den Weg zur Haupttreppe zu kennen, aber kurz nachdem ich die Galerien der Sonderausstellung verlassen hatte, sah alles unbekannt aus; nachdem ich eine oder zwei Minuten lang mit Schwindel im Kopf um Ecken gelaufen war, die mir nicht vertraut vorkamen, wurde mir klar, dass ich mich gründlich verlaufen hatte. Irgendwie war ich geradewegs durch die italienischen Meisterwerke gelaufen (gekreuzigte Christusgestalten, staunende Heilige, Schlangen und kämpfende Engel) und im England des 18. Jahrhunderts gelandet, in einem Teil des Museums, in dem ich erst selten gewesen war und den ich gar nicht kannte. Lange, elegante Blickachsen erstreckten sich vor mir, labyrinthische Gänge mit der Atmosphäre einer Spukvilla, perückentragende Lords und kühle Gainsborough-Schönheiten, die hochmütig auf meine Not herabstarrten. Die feudalen Ausblicke trieben mich

zur Raserei, denn sie führten offenbar weder zur Treppe noch zu einem der Hauptkorridore, sondern immer nur zu weiteren Galerien von feudaler Pracht wie die vorigen, und ich war den Tränen nahe, als ich plötzlich eine unauffällige Tür in einer Seitenwand entdeckte.

Man musste zweimal hinschauen, um sie zu sehen, diese Tür. Sie war in der gleichen Farbe gestrichen wie die Wand, eine Tür, die aussah, als würde sie unter normalen Umständen stets verschlossen gehalten. Sie fiel mir überhaupt nur deshalb auf, weil sie am linken Rand nicht vollständig und bündig mit der Wand abschloss – jemand hatte sie nicht richtig zugezogen, oder das Schloss hatte wegen des Stromausfalls nicht richtig funktioniert, ich wusste es nicht. Trotzdem war es nicht leicht, sie zu öffnen; sie war schwer und aus Stahl, und ich musste mit aller Kraft daran ziehen. Plötzlich bewegte sie sich mit einem pneumatischen Seufzen, so kapriziös, dass ich fast das Gleichgewicht verlor.

Ich zwängte mich hindurch und gelangte in einen dunklen Büroflur mit einer sehr viel niedrigeren Decke. Die Notbeleuchtung war viel schwächer als in den Ausstellungsräumen, und meine Augen brauchten ein Weilchen, um sich daran zu gewöhnen.

Der Flur schien sich meilenweit vor mir zu erstrecken. Ängstlich schlich ich mich voran und spähte in Büros, deren Türen zufällig offen standen. *Cameron Geisler, Archivar. Miyako Fujita, Archivassistentin.* Schubladen standen offen, Schreibtischstühle waren zurückgeschoben. In der Tür eines Büros lag ein hochhackiger Damenschuh auf der Seite.

Die Atmosphäre der Verlassenheit war unsagbar gespenstisch. Mir war, als hörte ich in weiter Ferne Polizeisirenen, vielleicht sogar Walkie-Talkies und Hunde, aber meine Ohren klangen von der Explosion so laut, dass ich es mir vielleicht auch nur einbildete. Es beunruhigte mich jetzt immer mehr, dass ich keine Feuerwehreute gesehen hatte, keine Polizei, keine Wärter – genau genommen überhaupt keine lebende Menschenseele.

In den Diensträumen war es nicht dunkel genug für die kleine Taschenlampe, aber es war nicht annähernd hell genug, um gut zu

sehen. Ich befand mich in einer Art Akten- oder Lagerbereich; die Büros waren vom Boden bis zur Decke mit Regalen gesäumt, und auf Borden aus Metall standen Postkörbe aus Plastik und Pappkartons. In dem schmalen Korridor fühlte ich mich nervös und eingengt, und das Echo meiner eigenen Schritte klang so verrückt, dass ich ein oder zwei Mal stehen blieb und mich umdrehte, um zu sehen, ob mir jemand folgte.

»Hallo?«, fragte ich zögernd und warf einen Blick in einige der Zimmer, an denen ich vorbeikam. Manche Büros waren modern und sparsam eingerichtet, andere waren vollgestopft und sahen schmutzig aus mit ihren unordentlichen Papier- und Bücherstapeln.

Florens Kauner, Abteilung für Musikinstrumente. Maurice Orabi-Roussel, Islamische Kunst. Vittoria Gabetti, Textilien. Ich kam an einem höhlenartigen dunklen Raum mit einem langen Arbeitstisch vorbei, auf dem nicht zusammenpassende Stoffstücke ausgebreitet lagen wie die Teile eines Puzzles. Am hinteren Ende des Raums stand ein Gewirr von rollenden Kleiderständern, an denen unzählige Kleidersäcke aus Plastik hingen; sie sahen aus wie die Ständer neben den Warenaufzügen bei Henri Bendel oder Bergdorf Goodman.

Der Korridor teilte sich T-förmig, und ich schaute hin und her und wusste nicht, welchen Weg ich nehmen sollte. Ich roch Bohnerwachs, Terpentin und Chemikalien, einen scharfen Hauch von Rauch. Büros und Werkstätten reihten sich in allen Richtungen ins Endlose: ein geschlossenes geometrisches Netz, starr und eigenschaftslos.

Links flackerte eine Deckenlampe. Sie brummte und stotterte in knisternden Zuckungen, und in ihrem bebenden Schein sah ich einen Trinkbrunnen weiter hinten im Gang.

Ich rannte darauf zu – so schnell, dass meine Füße beinahe unter mir wegrutschten –, presste den Mund an die Düse und schluckte so schnell so viel eiskaltes Wasser herunter, dass sich ein stechender Schmerz in meine Schläfe bohrte und ich einen Schluckauf bekam. Ich wusch mir das Blut von den Händen, spritzte mir Wasser in die wunden Augen, hielt den Kopf in den Strahl. Winzige Glassplitter –

fast unsichtbar – fielen klingelnd in das Becken und lagen glitzernd auf dem Stahl wie Nadeln aus Eis.

Ich lehnte mich an die Wand. Von den Leuchtstoffröhren an der Decke – flimmernd und spuckend, an und aus – wurde mir flau. Mit Mühe richtete ich mich wieder auf und ging weiter, ein bisschen wacklig in dem instabilen Flirren. In dieser Richtung sah es entschieden industriell aus: Holzpaletten, ein flacher Schubkarren – man spürte, dass hier Dinge in Kisten bewegt und gelagert wurden. Wieder kam ich an einer Einmündung vorbei, wo der glatte Boden eines unbeleuchteten Flurs im Dunkel verschwand. Ich wollte eben daran vorbei- und weitergehen, als ich am Ende des Ganges ein rotes Leuchten sah: EXIT.

Ich stolperte, fiel über meine eigenen Füße, rappelte mich wieder hoch, und noch immer hatte ich einen Schluckauf, als ich den endlosen Gang hinunterrannte. Ganz hinten sah ich eine Tür mit einer Querstange aus Stahl, die aussah wie die Sicherheitstüren in der Schule.

Begleitet von einem Geräusch wie Hundeklaffen ließ sie sich öffnen. Ich rannte eine dunkle Treppe hinunter, zwölf Stufen, eine Kehre auf dem Absatz, noch einmal zwölf Stufen bis unten. Meine Fingerspitzen glitten über das Eisengeländer, meine Schuhe klappten, und das Echo war so wild, als wäre ein halbes Dutzend Leute mit mir auf der Treppe. Unten war ein weiterer Anstaltskorridor mit einer Sicherheitstür am Ende. Ich warf mich dagegen, drückte sie mit beiden Händen auf – und kalter Regen und ohrenbetäubendes Sirenenheul prallten mir entgegen wie ein harter Schlag ins Gesicht.

Ich glaube, ich habe laut geschrien, weil ich so froh war, draußen zu sein, aber in dem Lärm konnte mich niemand hören: Genauso gut hätte ich versuchen können, die Düsentriebwerke auf dem Rollfeld von La Guardia in einem Gewitter zu übertönen. Es klang, als wäre jedes Feuerwehrauto, jeder Polizeiwagen, jeder Krankenwagen und jedes Rettungsfahrzeug aus fünf Stadtteilen plus Jersey heulend und klingelnd auf der Fifth Avenue unterwegs, ein rauschhaft fröh-

licher Lärm wie das Silvesterfeuerwerk und Weihnachten und der 4. Juli zusammen.

Die Tür hatte mich in den Central Park hinausgespuckt; es war ein verlassener Nebenausgang zwischen Laderampe und Tiefgarage. Fußwege lagen leer in graugrüner Ferne, Baumwipfel stürzten sich weiß herab und wogten schäumend im Wind. Die regennasse Fifth Avenue dahinter war abgesperrt. Durch den Wolkenbruch konnte ich da, wo ich stand, das großmächtige, grelle Bombardement der Aktivität gerade noch sehen: Kräne und schweres Gerät, Polizisten, die die Zuschauer zurückhielten, rote Lichter, gelbe und blaue Lichter, Signalfackeln, rhythmisch wirbelnd und blitzend in quecksilbernem Durcheinander.

Ich hob den Ellenbogen, um den Regen von meinem Gesicht abzuhalten, und rannte los, durch den verlassenen Park. Der Regen wehte mir in die Augen und tropfte mir von der Stirn, und die Lichter auf der Avenue schmolzen darin zu einem verschwommenen Pulsieren in der Ferne.

NYPD, FDNY, parkende Vans der Stadtverwaltung mit laufenden Scheibenwischern: K-9, Rettungsbataillon, Kampfmittelräumdienst. Schwarze Regenmäntel blähten sich und flatterten im Wind. Ein Streifen gelbes Absperrband spannte sich quer über die Parkausfahrt am Miners' Gate. Ohne zu zögern, hob ich es hoch, duckte mich darunter hindurch und rannte hinaus, mitten in die Menge.

In all dem Chaos bemerkte mich niemand. Ein paar Augenblicke lang rannte ich sinnlos hin und her, und der Regen prasselte mir ins Gesicht. Wohin ich auch schaute, überall flogen Bilder meiner eigenen Panik vorbei. Menschen strömten und wogten blindlings um mich herum: Cops, Feuerwehrleute, Männer mit Schutzhelmen, ein älterer Mann, der seinen gebrochenen Ellenbogen umfasst hielt, und eine Frau mit blutender Nase, die von einem abgelenkten Polizisten in Richtung 79th Street gescheucht wurden.

Noch nie hatte ich so viele Feuerwehrautos an einem Ort versammelt gesehen: Squad 18, Fighting 44, New York Ladder 7, Rescue One, 4 Truck: Pride of Midtown. Ich kämpfte mich durch das

Meer von parkenden Fahrzeugen und offiziellen schwarzen Regenmänteln und entdeckte einen Hatzolah-Krankenwagen: hebräische Schriftzeichen am Heck, ein kleines beleuchtetes Krankenhauszimmer hinter den offenen Türen. Sanitäter beugten sich über eine Frau und versuchten, sie festzuhalten, während sie sich immer wieder aufrichten wollte. Eine runzlige Hand mit roten Fingernägeln krallte sich in die Luft.

Ich trommelte mit der Faust an die Wagentür. »Sie müssen noch mal reingehen«, schrie ich. »Da sind noch Leute drin ...«

»Es gibt noch eine Bombe«, schrie der Sanitäter, ohne mich anzusehen. »Wir mussten evakuieren.«

Bevor ich Zeit hatte, das zu verarbeiten, kam ein riesenhafter Cop auf mich herab wie ein Donnerschlag: ein dickschädeliger, bulldoggenhafter Kerl mit aufgepumpten Gewichtheberarmen. Er packte mich grob am Oberarm und fing an, mich auf die andere Straßenseite hinüberzuzerren und zu -schieben.

»Verdammt, was suchst du hier drüben?«, brüllte er und übertönte meine Proteste, während ich versuchte, mich loszureißen.

»Sir«, eine Frau mit blutigem Gesicht kam heran und versuchte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, »Sir, ich glaube, meine Hand ist gebrochen ...«

»Weg von dem Gebäude!«, schrie er sie an, stieß ihren Arm weg und wandte sich wieder mir zu. »Hau ab!«

»Aber ...«

Mit beiden Händen gab er mir einen so heftigen Stoß, dass ich taumelte und beinahe hingefallen wäre. »WEG VON DEM GEBÄUDE!«, brüllte er und riss die Arme hoch, dass sein Regenmantel flatterte. »SOFORT!« Er sah mich nicht einmal an; seine kleinen Bärenaugen waren fest über meinen Kopf hinweg auf etwas gerichtet, das weiter oben an der Straße vor sich ging, und sein Gesichtsausdruck jagte mir einen Schrecken ein.

Hastig drängte ich mich durch die Scharen der Rettungshelfer zum Gehweg gegenüber, knapp oberhalb der 79th Street, und hielt Ausschau nach meiner Mutter, aber ich sah sie nirgends. Zahllose

Krankentransporter und Notarztwagen: Beth Israel Emergency, Lenox Hill, NY Presbyterian, Cabrini EMS Paramedic. Ein blutüberströmter Mann im Anzug lag flach auf dem Rücken hinter einer zierlichen Eibenhecke in dem winzigen, umzäunten Vorgarten einer Fifth-Avenue-Villa. Ein gelbes Absperrband war dort gespannt und flatterte und knatterte im Wind – aber die vom Regen tiefenden Polizisten und Feuerwehrleute und Männer mit Schutzhelmen hoben es hoch und duckten sich darunter hin und her, als wäre es gar nicht da.

Alle Blicke waren in Richtung Uptown gerichtet, und erst später sollte ich erfahren, warum: In der 84th Street (so weit weg, dass ich es nicht sehen konnte) waren Spezialisten vom Kampfmittelräumdienst dabei, eine nicht detonierte Bombe »unschädlich zu machen«, indem sie sie mit einem Wasserwerfer beschossen. Darauf erpicht, mit jemandem zu reden, versuchte ich mich zu einem Feuerwehrwagen durchzukämpfen, aber Polizisten stürmten durch die Menge, schwenkten die Arme, klatschten in die Hände und trieben die Leute zurück.

Ich bekam den Ärmel eines Feuerwehrmannes zu fassen – eines jungen, gummikauenden, freundlich aussehenden Mannes. »Da ist noch jemand drin!«, schrie ich.

»Ja, ja, das wissen wir«, schrie der Feuerwehrmann, ohne mich anzusehen. »Sie haben uns rausgeschickt. Fünf Minuten, haben sie gesagt, dann lassen sie uns wieder rein.«

Ich bekam einen kurzen Schlag an den Rücken. »Los, los!«, hörte ich jemanden schreien.

Eine raue Stimme mit starkem Akzent: »Hände weg von mir!«

»LOS! Alles weg hier!«

Noch jemand gab mir von hinten einen Stoß. Feuerwehrleute beugten sich von den Leiterwagen herunter und spähten hinauf zum Tempel von Dendur. Cops standen angespannt Schulter an Schulter, unempfindlich gegen den Regen. Als ich, vom Menschenstrom mitgerissen, an ihnen vorbeistolperte, sah ich glasige Augen, nickende Köpfe, Füße, die unbewusst den Takt des Countdowns schlugen.

Beim Knall der unschädlich gemachten Bombe und dem heiseren Jubel wie aus einem Stadium, der sich über der Fifth Avenue erhob, war ich schon ein gutes Stück in Richtung Madison Avenue getrieben worden. Polizisten – Verkehrspolizisten – ruderten wie Windmühlen mit den Armen und drängten den Strom der verdatterten Menschen zurück. »Los, Leute, bewegt euch, bewegt euch.« Sie pflügte sich händeklatschend durch die Menge. »Alles nach Osten, alles nach Osten.« Ein Cop – ein großer Kerl, der mit seinem Ziegenbärtchen und einem Ohrring aussah wie ein professioneller Wrestler – holte aus und schubste einen Pizzaboten, der mit seinem Handy ein Foto machen wollte, sodass er gegen mich stolperte und mich beinahe umgeworfen hätte.

»Pass doch auf!«, schrie der Bote mit hoher, hässlicher Stimme, und der Cop stieß ihn noch einmal, diesmal so hart, dass er auf dem Rücken in der Gasse landete.

»Bist du taub oder was, Mann?«, schrie der Cop. »Mach, dass du weiterkommst!«

»Fassen Sie mich nicht an!«

»Wie wär's, wenn ich dir den Schädel einschlage?«

Die Gegend zwischen Fifth und Madison war das reinste Irrenhaus. Hubschrauber knatterten am Himmel, undeutlich schrie jemand durch ein Megaphon. Die 79th Street war zwar für den Verkehr gesperrt, aber sie war verstopft von Streifenwagen, Feuerwehrfahrzeugen, Betonbarrikaden und Scharen von schreienden, panischen, triefnassen Menschen. Manche flüchteten von der Fifth Avenue, andere versuchten sich gewaltsam zum Museum zurück durchzukämpfen, viele hielten ihre Telefone hoch und wollten Fotos machen, und andere standen bewegungslos mit offenem Mund da, während die Menge sich um sie herumdrängte, und starrten hinauf zu dem schwarzen Rauch im regnerischen Himmel über der Fifth Avenue, als landeten gerade die Marsmenschen.

Sirenen. Weiße Rauchwolken, die aus den Luftschächten der U-Bahn quollen. Ein Obdachloser, gehüllt in eine schmutzige Wolldecke, wanderte hin und her, eifrig und verwirrt zugleich. Ich sah

mich hoffnungsvoll im Gedränge nach meiner Mutter um und rechnete jeden Augenblick damit, sie zu sehen. Eine kurze Zeit lang versuchte ich, stromaufwärts gegen die von den Polizisten vorangetriebene Menge zu schwimmen (erhob mich auf die Zehenspitzen und reckte den Hals, um etwas zu sehen), bis ich begriff, dass es hoffnungslos war, sie dort oben im strömenden Regen mitten in der Meute zu suchen. *Bestimmt ist sie zu Hause*, dachte ich. Zu Hause war der vereinbarte Treffpunkt, zu Hause, das war die Absprache für den Notfall, und sie musste ja auch begriffen haben, wie sinnlos es war, in diesem Gedränge nach mir zu suchen. Trotzdem versetzte mir diese kleinliche, irrationale Enttäuschung einen Stich – und als ich mich auf den Heimweg machte (hämmernde Kopfschmerzen ließen mich alles doppelt sehen), blickte ich mich weiter nach ihr um, immer in der Hoffnung, sie zwischen den anonymen, konzentrierten Gesichtern zu entdecken. Sie hatte es nach draußen geschafft, das war das Entscheidende. Sie war mehrere Räume weit vom schlimmsten Bereich der Explosion entfernt und nicht unter den Leichen gewesen. Aber was immer wir vorher verabredet hatten, so einleuchtend es auch sein mochte, irgendwie konnte ich doch nicht glauben, dass sie das Museum ohne mich verlassen hätte.

KAPITEL 2

Die Anatomiestunde

I

Als Kind, mit vier oder fünf Jahren, war meine größte Angst die, dass meine Mutter von der Arbeit nicht nach Hause kommen könnte. Addition und Subtraktion waren hauptsächlich insofern nützlich, als sie mir halfen, sie auf ihren Wegen zu verfolgen (wie viele Minuten, bis sie das Büro verließ? Wie viele Minuten für den Weg vom Büro zur U-Bahn?), und schon bevor ich zählen gelernt hatte, war ich davon besessen, die Uhr lesen zu lernen: Verzweifelt studierte ich den okkulten, mit Buntstiften auf den Pappteller gemalten Kreis, der mir, wenn ich ihn erst gemeistert hätte, das Muster ihres Kommens und Gehens erschließen würde. Meistens kam sie genau so nach Hause, wie sie es angekündigt hatte. Wenn sie sich um zehn Minuten verspätete, wurde ich bereits unruhig; kam sie noch später, saß ich auf dem Boden vor der Wohnungstür wie ein kleiner Hund, der zu lange allein gelassen worden war, und spitzte die Ohren, um das Rumpeln des Aufzugs zu hören, wenn er zu unserem Stockwerk heraufkam.

Als ich auf der Grundschule war, hörte ich in den Nachrichten auf Channel 7 fast jeden Tag Dinge, die mir Sorgen bereiteten. Was, wenn irgendein Penner in einer schmutzigen Armeejacke meine Mutter auf die Gleise schubste, während sie auf die U-Bahn-Linie 6 wartete? Oder sie in einen dunklen Hauseingang drängte und erstach, um ihr die Handtasche zu klauen? Oder wenn sie ihren Föhn in die Badewanne fallen ließ oder von einem Radfahrer vor ein Auto gestoßen wurde oder beim Zahnarzt eine falsche Medizin bekam und starb, wie es der Mutter eines Klassenkameraden passiert war?

Der Gedanke daran, dass meiner Mutter etwas zustoßen könnte, war besonders beängstigend, weil mein Dad so unzuverlässig war. *Unzuverlässig* ist vermutlich eine diplomatische Beschreibung. Selbst

wenn er guter Stimmung war, kam es vor, dass er beispielsweise seinen Gehaltsscheck verlor oder bei offener Wohnungstür einschlief, denn er trank. Und wenn er schlecht gestimmt war – was oft vorkam –, hatte er rote Augen und sah verschwitzt aus. Sein Anzug war so zerknautscht, dass man glauben konnte, er habe sich damit auf dem Boden herumgewälzt, und eine unnatürliche Stille ging von ihm aus, wie von einem unter Druck stehenden Gegenstand, der gleich explodieren wird.

Ich verstand zwar nicht, warum er so unglücklich war, aber mir war klar, dass wir an seinem Unglück schuld waren. Meine Mutter und ich gingen ihm auf die Nerven. Unseretwegen hatte er einen Job, den er nicht ausstehen konnte. Alles, was wir taten, ärgerte ihn. Speziell mit mir war er nicht gern zusammen – nicht, dass dies oft der Fall gewesen wäre. Morgens, wenn ich mich für die Schule fertig machte, saß er mit verquollenen Augen stumm vor seinem Kaffee und hatte das *Wall Street Journal* vor sich; sein Bademantel war offen, sein Haar stand in Wirbeln vom Kopf ab, und manchmal war er so zittrig, dass der Kaffee aus der Tasse schwappte, wenn er sie an den Mund hob. Wachsam beäugte er mich, wenn ich hereinkam, und seine Nasenflügel blähten sich, wenn ich mit dem Besteck oder meiner Müsli- schale zu viel Lärm machte.

Von diesem Unbehagen einmal am Tag mal abgesehen sah ich nicht viel von ihm. Er aß nicht mit uns und kam nicht mit zu Schulveranstaltungen. Er spielte nicht mit mir und sprach auch kaum mit mir, wenn er zu Hause war; genau genommen war er überhaupt selten zu Hause, bevor es Schlafenszeit für mich war, und an manchen Tagen – an Zahltagen vor allem, also jeden zweiten Freitag – kam er erst um drei oder vier Uhr morgens hereingepoltert. Dann schlug er die Tür zu, ließ seine Aktentasche fallen und rumpelte und lärmte so unberechenbar herum, dass ich manchmal entsetzt aus dem Schlaf hochschrak, zu den im Dunkeln leuchtenden Planetariumssternen an meiner Zimmerdecke hinaufstarrte und mich fragte, ob ein Mörder in die Wohnung eingedrungen war. Zum Glück verlangsamten seine Schritte sich, wenn er betrunken war, zu einem langsamen,

stumpfenden Rhythmus – so bewegte sich Frankensteins Ungeheuer, dachte ich immer: bedächtig trapsend und mit absurd langen Pausen zwischen den Schritten –, und sobald mir klar wurde, dass nur er es war, der da draußen im Dunkeln umherpolterte, und nicht irgendein Serienmörder oder Psychopath, versank ich wieder in unruhigen Halbschlaf. Am Tag darauf, am Samstag, brachten meine Mutter und ich es dann irgendwie zuwege, die Wohnung zu verlassen, bevor er aus seinem schweißnassen, wirren Schlaf auf dem Sofa erwachte. Sonst schlichen wir den ganzen Tag herum und wagten nicht, eine Tür zu laut zu schließen oder ihn auf andere Weise zu stören, wenn er mit versteinertem Gesicht vor dem Fernseher saß, ein chinesisches Bier vom Take-away vor sich und einen glasigen Ausdruck im Blick, und bei abgeschaltetem Ton die Nachrichten oder eine Sportsendung sah.

Infolgedessen waren meine Mutter und ich nicht allzu sehr beunruhigt gewesen, als wir eines Samstags morgens aufwachten und feststellten, dass er gar nicht nach Hause gekommen war. Erst am Sonntag fingen wir an, uns Gedanken zu machen, aber selbst da gerieten wir noch nicht in Sorge, wie es einem normalerweise gehen würde; die College-Football-Saison hatte begonnen, und sehr wahrscheinlich hatte er Geld auf eins der Spiele gesetzt. Wir gingen davon aus, dass er den Bus nach Atlantic City genommen hatte, ohne uns etwas zu sagen. Erst einen Tag später, als seine Sekretärin Loretta anrief, weil er nicht im Büro erschienen war, sah es allmählich so aus, als wäre da etwas nicht in Ordnung. Meine Mutter befürchtete, er wäre ausgeraubt oder umgebracht worden, als er betrunken aus einer Bar kam, und rief die Polizei an, und ein paar Tage voller Anspannung verbrachten wir damit, auf einen Anruf oder ein Klopfen an der Tür zu warten. Gegen Ende der Woche kam dann eine knappe Mitteilung von meinem Dad (abgestempelt in Newark, New Jersey), in der er uns mit nervöser Krakelschrift informierte, er werde an einem ungenannten Ort »ein neues Leben anfangen«. Ich weiß noch, dass ich über die Formulierung »neues Leben« so nachdachte, als könnte sie tatsächlich einen Hinweis auf seinen Aufenthalts-

ort enthalten, denn nachdem ich meine Mutter ungefähr eine Woche lang genervt und gelöchert hatte, war sie schließlich bereit gewesen, mir den Brief zu zeigen (»na schön«, sagte sie resigniert, während sie die Schreibtischschublade öffnete und den Brief herausnahm, »ich weiß auch nicht, was ich dir seiner Meinung nach erzählen soll; also kannst du es auch ruhig von ihm selbst erfahren«). Das Hotel-Briefpapier stammte aus einem Doubletree Inn in der Nähe des Flughafens. Ich hatte wertvolle Hinweise erwartet, aber stattdessen war ich nur verblüfft über die extreme Kürze (vier oder fünf Zeilen) und die hastige, achtlose »Geht zum Teufel«-Kritzelei, die aussah wie auf einem Einkaufszettel.

In vieler Hinsicht war es eine Erleichterung, meinen Vater los zu sein. Ich vermisste ihn jedenfalls nicht besonders, und meine Mutter tat es anscheinend auch nicht, obwohl es traurig war, als sie unsere Haushälterin Cinzia entlassen musste, weil wir sie uns nicht mehr leisten konnten. (Cinzia hatte geweint und angeboten, kostenlos bei uns zu bleiben und zu arbeiten, aber meine Mutter hatte bei einem Ehepaar mit einem Baby in unserem Haus einen Teilzeitjob für sie gefunden, und ungefähr einmal in der Woche kam sie zu meiner Mutter und trank eine Tasse Kaffee mit ihr, immer noch in dem Kittel, den sie beim Putzen über ihrer Kleidung trug.) Ohne viel Trara wurde das Foto eines jüngeren, sonnengebräunten Dad beim Skilaufen von der Wand genommen und durch ein Bild von meiner Mutter und mir beim Eislaufen im Central Park ersetzt. Abends saß meine Mutter lange mit dem Taschenrechner am Tisch und ging die Rechnungen durch. Die Wohnung unterlag zwar der Mietpreisregulierung, aber ohne das Gehalt meines Dads zurechtzukommen war von Monat zu Monat immer wieder ein Abenteuer, denn wie das neue Leben, das er sich anderswo geschaffen hatte, auch immer aussehen mochte, Unterhaltszahlungen gehörten nicht dazu. Im Grunde waren wir aber ganz zufrieden damit, unsere Wäsche unten im Keller selbst zu waschen, in die Vormittagsvorstellung zu gehen, statt uns die Filme abends zum vollen Preis anzusehen, Backwaren vom Vortag und billige Gerichte aus dem chinesischen Take-away

zu essen (Nudeln und Fu-Yung-Omelette) und unser Münzgeld für den Bus zusammenzukratzen. Aber als ich an dem Tag vom Museum nach Hause stapfte – frierend, nass und mit Kopfschmerzen, von denen mir die Zähne knirschten –, wurde mir bewusst, dass es nach dem Verschwinden meines Dads niemanden mehr auf der Welt gab, der sich große Sorgen um meine Mutter oder mich machen würde. Niemand saß irgendwo herum und fragte sich, wo wir den ganzen Vormittag steckten und warum man noch nichts von uns gehört hatte. Wo immer er sein mochte, da in seinem neuen Leben (in den Tropen oder in der Prärie, in einem winzigen Skiort oder in einer bedeutenden amerikanischen Stadt), er würde auf jeden Fall wie gebannt vor dem Fernseher hocken, und es war leicht vorstellbar, dass er sogar ein bisschen hektisch und aufgedreht zusah, wie er es manchmal bei bedeutenden Nachrichten tat, die absolut nichts mit ihm zu tun hatten, bei Hurrikans und Brückeneinstürzen in weit entfernten Staaten. Aber würde er so stark beunruhigt sein, dass er anrief und sich nach uns erkundigte? Wahrscheinlich nicht – ebenso wenig, wie er in seiner alten Firma anrufen würde, um zu hören, was los war, auch wenn er jetzt ganz sicher an seine Exkollegen in Midtown dachte und sich fragte, wie es all den Erbsenzählern und Bleistiftschubsern (wie er sie immer genannt hatte) in 101 Park Avenue jetzt wohl gehen mochte. Bekamen die Sekretärinnen Angst, sammelten sie die Bilder von ihren Schreibtischen ein, zogen ihre flachen Schuhe an und gingen nach Hause? Oder entwickelte sich so etwas wie eine gedämpfte Party im 14. Stock, wo die Leute sich Sandwiches bringen ließen und sich vor dem Fernseher im Konferenzzimmer versammelten?

Der Heimweg dauerte ewig, aber ich erinnere mich an wenig außer an eine gewisse graue, kalte, regenverhangene Stimmung auf der Madison Avenue – dümpelnde Schirme, auf dem Gehweg der schweigende Strom der Menschen in Richtung Downtown, das Gefühl einer dicht zusammengedrängten Anonymität wie auf alten Schwarzweißfotos von Bankenzusammenbrüchen und hungrigen Menschenschlangen aus den 1930er Jahren, die ich gesehen hatte.

Meine Kopfschmerzen und der Regen schnürten die Welt zu einem so engen, kranken Kreis zusammen, dass ich kaum mehr sah als die gekrümmten Rücken der Leute vor mir auf dem Gehweg. Ja, mein Kopf tat so weh, dass ich kaum sehen konnte, wohin ich ging, und zweimal wurde ich fast von einem Auto angefahren, als ich auf den Fußgängerüberweg hinaustrat, ohne auf die Ampel zu achten. Niemand schien genau zu wissen, was passiert war, aber ich hörte, wie aus dem Radio eines parkenden Taxis das Wort »Nordkorea« plärrte und wie zwei Passanten »Iran« und »al-Qaida« murmelten. Ein dürrer Schwarzer mit Dreadlocks – nass bis auf die Knochen – marschierte vor dem Whitney Museum auf und ab, stieß die Fäuste in die Luft und schrie, ohne sich speziell an jemanden zu wenden: »Schnall dich an, Manhattan! Osama bin Laden rockt uns *wieder!*«

Ich fühlte mich schwach und hätte mich gern hingesezt, aber irgendwie humpelte ich weiter mit abgehackten Schritten wie ein ramponiertes Spielzeug. Polizisten gestikulierten, sie piffen und winkten. Wasser rann mir von der Nase. Immer wieder, während ich mir den Regen aus den Augen blinzelte, ging mir der Gedanke durch den Kopf: Ich musste nach Hause zu meiner Mutter, so schnell es ging. Sie würde aufgeregt in der Wohnung auf mich warten, sie würde sich die Haare raufen vor lauter Sorgen und sich verfluchen, weil sie mir das Handy weggenommen hatte. Alle hatten Probleme mit dem Empfang, und an den wenigen Münztelefonen an der Straße standen überall zehn, zwanzig Leute Schlange. *Mutter*, dachte ich, *Mutter*, und ich versuchte, ihr die telepathische Nachricht zu schicken, dass ich noch lebte. Sie sollte wissen, dass es mir gut ging, aber ich erinnere mich, dass ich mir gleichzeitig sagte, es sei völlig in Ordnung, langsam zu gehen, statt zu rennen: Ich wollte auf dem Heimweg nicht ohnmächtig werden. Was für ein Glück, dass sie nur ein paar Augenblicke vorher weggegangen war. Sie hatte mich geradewegs ins Zentrum der Explosion geschickt, und jetzt glaubte sie sicher, ich sei tot.

Und bei dem Gedanken an das Mädchen, das mir das Leben gerettet hatte, brannten mir die Augen. Pippa! Ein merkwürdig trockener Name für einen rostfarbenen, durchtriebenen kleinen Rot-

schopf. Er passte zu ihr. Immer wenn ich daran dachte, wie sie ihre Augen auf mich gerichtet hatte, wurde mir schwindlig bei der Vorstellung, dass sie – eine Wildfremde – mich davor bewahrt hatte, aus der Ausstellung in den schwarzen Blitz des Postkartenshops zu gehen: *Nada*, das Ende von allem. Würde ich ihr je sagen können, dass sie mir das Leben gerettet hatte? Was den alten Mann anging: Die Feuerwehr und die Rettungshelfer waren wenige Minuten, nachdem ich herausgekommen war, in das Gebäude gestürmt, und ich hoffte immer noch, dass jemand es geschafft hatte, zu ihm nach hinten zu kommen und ihn zu retten. Die Tür war hochgestemmt, und sie wussten, dass er da war. Ob es ihm gut ging? Ob ich einen von den beiden je wiedersehen würde?

Als ich endlich am Haus ankam, war ich bis auf die Knochen durchgefroren und taumelte wie ein angeschlagener Boxer. Das Wasser tropfte von meinen nassen Sachen und schlängelte sich in einer gewundenen Spur hinter mir auf dem Boden des Hausflurs.

Nach den Menschenmassen auf der Straße war die Atmosphäre der Verlassenheit verstörend. Obwohl im Postzimmer der tragbare Fernseher lief und ich irgendwo im Gebäude knisternde Walkie-Talkies hören konnte, war doch von Goldie oder Carlos oder José oder sonst einem der normalerweise anwesenden Jungs nichts zu sehen.

Weiter hinten leuchtete der Kasten des Aufzugs leer und abwartend wie ein Bühnenschrank in einer Zaubernummer. Das Getriebe rastete erbebend ein, und nacheinander glitten die perlgänzenden alten Art-déco-Ziffern vorüber, als es ächzend in den siebten Stock hinaufging. Als ich in meinen eigenen, tristen Flur hinaustrat, war ich von Erleichterung überwältigt – die mausbraune Wandfarbe, der stickige Geruch von Teppichreiniger, das alles war da.

Der Schlüssel drehte sich geräuschvoll im Schloss. »Hallo?«, rief ich und trat ins Halbdunkel der Wohnung. Die Jalousien waren geschlossen, und alles war still.

In der Stille brummte der Kühlschrank. *O Gott*, dachte ich, und ein schrecklicher Ruck durchfuhr mich, *ist sie noch nicht zu Hause?*

»Mutter?«, rief ich noch einmal. Mir wurde rasch bang ums Herz,

und ich ging schnell durch die Diele und blieb verwirrt mitten im Wohnzimmer stehen.

Ihr Schlüssel hing nicht am Haken neben der Tür, ihre Tasche lag nicht auf dem Tisch. Meine nassen Turnschuhe schmatzten in der Stille, als ich weiter in die Küche ging – keine besondere Küche, nur eine Kochnische mit einem zweiflammigen Herd und einem Fenster zum Lichtschacht. Da stand ihre Kaffeetasse, grünes Glas vom Flohmarkt mit Lippenstift am Rand.

Ich starrte die ungespülte Tasse mit einem Fingerbreit kaltem Kaffee an und überlegte, was ich tun sollte. In meinen Ohren klang und rauschte es, und mein Kopf tat so weh, dass ich kaum denken konnte. Schwarze Wellen rollten an den Rand meines Gesichtsfelds. Ich war so darauf fixiert gewesen, wie viele Sorgen sie sich machen würde und dass ich rasch nach Hause gehen musste, um ihr zu sagen, bei mir sei alles in Ordnung, dass mir nie in den Sinn gekommen war, *sie* könnte nicht zu Hause sein.

Ich zuckte bei jedem Schritt zusammen, als ich durch die Diele zum Schlafzimmer meiner Eltern ging. Im Wesentlichen war es seit dem Weggang meines Vaters unverändert geblieben, bis auf ein größeres Durcheinander, und es sah weiblicher aus, nachdem sie das Zimmer allein in Besitz genommen hatte. Der Anrufbeantworter auf dem Tisch neben dem ungemachten, zerwühlten Bett war dunkel. Keine Nachricht.

Ich stand halb schwindelig vor Schmerz in der Tür und versuchte, mich zu konzentrieren. Der Ablauf dieses Tages schoss mit einem schrillen Misston durch mich hindurch – als hätte ich eine viel zu lange Autofahrt hinter mir.

Eins nach dem andern. Ich musste mein Telefon finden und sehen, ob ich neue Nachrichten hatte. Nur, ich wusste nicht, wo mein Telefon war. Sie hatte es mir weggenommen, nachdem ich von der Schule suspendiert worden war; am Abend zuvor, als sie in der Dusche war, hatte ich versucht, es zu finden, indem ich meine Nummer anrief, aber anscheinend hatte sie es ausgeschaltet.

Ich erinnere mich, dass ich die Hände in die obere Schublade ih-

rer Kommode stieß und ein Gewirr von Tüchern auseinanderriss: Seide und Samt, indische Stickereien.

Dann zerrte ich unter ungeheuren Anstrengungen (obwohl sie nicht sehr schwer war) die Bank vom Fußende ihres Bettes herüber und stieg hinauf, um oben auf den Schrank zu schauen. Danach saß ich halb betäubt auf dem Teppich, lehnte die Wange an die Bank und hatte ein hässliches weißes Rauschen in den Ohren.

Etwas stimmte hier nicht. Ich weiß, dass ich den Kopf hob und jäh davon überzeugt war, dass Gas aus dem Küchenherd entwich und mich vergiftete. Aber ich roch gar kein Gas.

Vielleicht bin ich in das kleine Bad neben ihrem Schlafzimmer gegangen und habe im Medizinschränkchen nach Aspirin gesucht, nach irgendetwas gegen meine Kopfschmerzen – ich weiß es nicht. Sicher weiß ich nur, ich war irgendwann in meinem Zimmer, ohne zu wissen, wie ich hingekommen war, und stemmte mich mit einer Hand gegen die Wand neben meinem Bett, weil ich dachte, ich müsse mich übergeben. Dann wurde alles so wirr, dass ich keinen klaren Bericht davon geben kann, bis ich mich desorientiert auf dem Wohnzimmersofa aufrichtete, weil ich etwas hörte, das wie das Öffnen einer Tür klang.

Aber es war nicht unsere Wohnungstür, sondern nur die eines Nachbarn am Flur. Im Zimmer war es dunkel, und von der Straße her hörte ich den nachmittäglichen Berufsverkehr. Im Zwielicht blieb mir das Herz für ein, zwei Augenblicke stehen, und ich war ganz still, während die Geräusche sich sortierten und die vertrauten Konturen der Tischlampe und der Lyra-förmigen Stuhllehnen vor dem Dämmerlicht des Fensters sichtbar wurden. »Mom?«, sagte ich, und das Knistern der Panik in meiner Stimme war unüberhörbar.

Ich war in meinen sandigen, nassen Sachen eingeschlafen; auch das Sofa war feucht, und da, wo ich gelegen hatte, war eine klamme, körperförmige Mulde entstanden. Ein kalter Wind ließ die Jalousien rasseln; meine Mutter hatte am Morgen ein Fenster halb offen gelassen.

Die Uhr zeigte 18:47. Meine Angst wurde größer, und steifbeinig

ging ich in der Wohnung umher und knipste alle Lampen an, sogar die Deckenlampe im Wohnzimmer, die wir normalerweise nie benutzten, weil ihr Licht so hart und grell war.

Als ich in der Schlafzimmertür meiner Mutter stand, sah ich ein rotes Licht im Dunkeln blinken. Eine Woge von köstlicher Erleichterung flutete über mich hinweg. Ich rannte um das Bett herum, tastete fummelnd nach dem Knopf am Anrufbeantworter und erkannte erst nach mehreren Sekunden, dass die Stimme nicht meiner Mutter gehörte, sondern einer Frau, mit der sie zusammenarbeitete. Sie klang unerklärlich fröhlich. »Hi, Audrey, Pru hier, wollte mich nur mal melden. Verrückter Tag, was? Hör mal, die Korrekturfahnen für Pareja sind da, und wir müssen uns unterhalten, aber der Termin ist verschoben, also keine Sorge, vorläufig jedenfalls nicht. Hoffe, du kommst zurecht, Schätzchen, melde dich, wenn du kannst.«

Ich rührte mich nicht von der Stelle und starrte den Apparat immer noch an, als die Nachricht längst mit einem Piepton geendet hatte. Dann hob ich eine Ecke der Jalousie hoch und spähte hinaus in den Verkehr.

Um diese Zeit kamen die Leute nach Hause. Hupen tönnten leise über die Straße da unten. Ich hatte immer noch rasende Kopfschmerzen und das (damals neue, inzwischen nur allzu vertraute) Gefühl, mit einem scheußlichen Kater aufzuwachen und wichtige Dinge vergessen und unerledigt hinterlassen zu haben.

Ich ging zurück in ihr Schlafzimmer und tippte mit zitternden Händen die Nummer ihres Mobiltelefons ein, so hastig, dass ich mich vertat und noch einmal von vorn anfangen musste. Aber sie meldete sich nicht; die Mobilbox schaltete sich ein. Ich hinterließ eine Nachricht (*Mom, ich bin's, ich mache mir Sorgen, wo bist du?*), und dann setzte ich mich auf ihre Bettkante und legte den Kopf in die Hände.

Kochgerüche wehten jetzt von den unteren Stockwerken herauf. Undeutliche Stimmen drangen aus der Nachbarwohnung herüber, abstraktes dumpfes Stampfen, und jemand öffnete und schloss Schranktüren. Es war spät; die Leute kamen aus dem Büro, ließen

ihre Aktentaschen zu Boden fallen, begrüßten ihre Katzen und Hunde und Kinder, schalteten die Nachrichten ein, bereiteten sich darauf vor, zum Abendessen auszugehen. Wo war sie? Ich versuchte mir alle möglichen Gründe einfallen zu lassen, weshalb sie aufgehalten worden sein könnte, und eigentlich fiel mir keiner ein – obwohl, wer konnte das wissen, vielleicht war irgendwo eine Straße abgesperrt worden, sodass sie nicht nach Hause kommen konnte. Aber hätte sie dann nicht angerufen?

Vielleicht hatte sie ihr Telefon verloren, dachte ich. Vielleicht war es kaputtgegangen. Vielleicht hatte sie es jemandem gegeben, der es dringender brauchte.

Die Stille in der Wohnung war zermürbend. Das Wasser sang in den Leitungen, und der Wind ließ die Jalousien trügerisch rasseln. Weil ich sinnlos auf ihrer Bettkante saß und das Gefühl hatte, ich müsste etwas tun, rief ich sie noch einmal an und hinterließ noch eine Nachricht, und diesmal konnte ich das Zittern meiner Stimme nicht mehr unterdrücken. *Mom, ich hab vergessen zu sagen, ich bin zu Hause. Bitte ruf an, sobald du kannst, okay?* Und dann rief ich für alle Fälle in ihrem Büro an und hinterließ auch da eine Nachricht auf der Mailbox.

Eine tödliche Kälte breitete sich in meiner Brust aus, als ich ins Wohnzimmer zurückging. Dort blieb ich einen Augenblick stehen und ging dann zu der Pinnwand in der Küche, um nachzusehen, ob sie mir dort eine Nachricht hinterlassen hatte, obwohl ich schon genau wusste, dass sie es nicht getan hatte. Zurück ins Wohnzimmer, und dort schaute ich durch das Fenster hinaus auf den Straßenverkehr. Konnte sie noch in den Drugstore oder in den Deli gelaufen sein, und hatte sie mich nur nicht wecken wollen? Halb wollte ich auf die Straße hinuntergehen und sie dort suchen, aber es war verrückt zu glauben, ich könnte sie im Gedränge des Berufsverkehrs finden, und außerdem hatte ich Angst, ihren Anruf zu verpassen, wenn ich die Wohnung verließ.

Die Zeit für den Schichtwechsel der Portiers war vorbei. Als ich unten anrief, hoffte ich, Carlos zu erreichen (den ältesten und wür-

devollsten der Portiers), oder besser noch José, einen dicken, fröhlichen Kerl aus der Dominikanischen Republik. Aber ewig meldete sich überhaupt niemand, bis schließlich eine dünne, stockende, ausländisch klingende Stimme sagte: »Hallo?«

»Ist José da?«

»Nein«, sagte die Stimme. »Nein. Rufen wieder an.«

Ich begriff, dass es der verschreckt aussehende Asiat mit der Schutzbrille und den Gummihandschuhen war, der die Bohnermaschine bediente und den Müll wegbrachte und andere Hilfsarbeiten im Haus erledigte. Die Portiers (die seinen Namen anscheinend genauso wenig kannten wie ich) nannten ihn den »neuen Typen« und meckerten über die Hausverwaltung, weil sie einen Hilfsarbeiter einstellte, der weder Englisch noch Spanisch sprach. Alles, was im Haus schiefging, schoben sie ihm in die Schuhe: Der neue Typ hatte den Gehweg nicht ordentlich freigeschaufelt, der neue Typ hatte die Post nicht dahin gelegt, wo sie hingehörte, und er hatte den Hinterhof nicht so sauber gehalten, wie er es tun sollte.

»Rufen später wieder an«, wiederholte der neue Typ hoffnungsvoll.

»Nein, warten Sie!«, rief ich, als er auflegen wollte. »Ich muss mit jemandem sprechen.«

Eine verwirrte Pause.

»Bitte, ist sonst jemand da?«, fragte ich. »Es ist ein Notfall.«

»Okay«, sagte die Stimme wachsam und mit einer aufwärtsgerichteten Betonung, die mich hoffen ließ. In der Stille hörte ich ihn angestrengt atmen.

»Hier ist Theo Decker«, sagte ich. »In 14C? Ich hab Sie schon oft unten gesehen. Meine Mutter ist nicht nach Hause gekommen, und ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Noch eine lange, ratlose Pause. »14C«, wiederholte er dann, als sei dies der einzige Teil des Satzes, den er verstanden hatte.

»Meine Mutter«, sagte ich noch einmal. »Wo ist Carlos? Ist denn niemand da?«

»Sorry, danke«, antwortete er in panischem Ton und legte auf.

Ich tat es ihm gleich und war sehr aufgeregt. Einen Augenblick lang blieb ich wie erstarrt mitten im Wohnzimmer stehen, und dann ging ich zum Fernseher und schaltete ihn ein. In der Stadt war großes Durcheinander. Die Brücken zu den äußeren Stadtteilen waren geschlossen, was erklärte, warum Carlos und José nicht zum Dienst hatten kommen können, aber nichts von dem, was ich sah, half mir zu verstehen, warum meine Mutter aufgehalten wurde. Ich sah eine Nummer, die man anrufen konnte, wenn jemand vermisst wurde. Ich schrieb sie auf ein Stück Zeitungspapier und vereinbarte mit mir selbst, dort anzurufen, wenn sie nicht in genau einer halben Stunde zu Hause wäre.

Als ich die Nummer notiert hatte, ging es mir besser. Aus irgendeinem Grund war ich sicher, der Akt des Niederschreibens würde auf magische Weise bewirken, dass sie zur Tür hereinkam. Aber als fünfundvierzig Minuten vergangen waren und schließlich eine Stunde verstrichen und sie immer noch nicht erschienen war, knickte ich schließlich ein und wählte die Nummer (und ging dabei auf und ab und behielt nervös den Fernseher im Auge, die ganze Zeit, während ich darauf wartete, dass jemand sich meldete, die ganze Zeit, während ich in der Warteschleife war, und ich sah Werbespots für Matratzen, Werbespots für Stereoanlagen ohne Versandkosten und Bonitätsprüfung). Endlich meldete sich eine forschende Frauenstimme, sehr geschäftsmäßig. Sie nahm den Namen meiner Mutter und meine Telefonnummer entgegen, teilte mir mit, meine Mutter stehe »nicht auf ihrer Liste«, aber man werde mich zurückrufen, wenn der Name auftauchen sollte. Erst als ich aufgelegt hatte, fiel mir ein, dass ich hätte fragen sollen, von was für einer Liste sie da redete. Nach einer endlosen Zeit des Zweifels und Nachdenkens, in der ich unter Qualen durch alle vier Zimmer lief, Schubladen öffnete, Bücher in die Hand nahm und wieder hinlegte und den Computer meiner Mutter einschaltete, um festzustellen, was ich mit einer Google-Suche herausfinden könnte (nichts), rief ich noch einmal an, um nachzufragen.

»Sie steht nicht auf der Liste der Todesopfer«, sagte die zweite

Frau, mit der ich jetzt sprach, und es klang merkwürdig beiläufig.
»Oder der Verletzten.«

Mein Herz machte einen Satz. »Dann geht es ihr gut?«

»Ich will damit sagen, wir haben überhaupt keine Informationen. Haben Sie vorhin Ihre Nummer hinterlassen, damit wir Sie zurückrufen können?«

»Ja«, sagte ich, »man hat mir versprochen zurückzurufen.«

»Kostenlos geliefert und aufgestellt«, sagte der Fernseher. »Und vergessen Sie nicht, nach unserer zinslosen Finanzierung über sechs Monate zu fragen.«

»Viel Glück«, sagte die Frau und legte auf.

Die Stille in der Wohnung war unnatürlich; nicht einmal das laute Gerede im Fernsehen konnte sie vertreiben. Einundzwanzig Menschen waren gestorben, Dutzende weitere verletzt. Vergebens versuchte ich mich mit dieser Zahl zu beruhigen: Einundzwanzig Menschen, das war doch gar nicht so schlimm, oder? Einundzwanzig Leute bedeuteten ein spärlich besetztes Kino, selbst für einen Bus war das nicht viel. Drei Leute weniger als in meinem fortgeschrittenen Englischkurs. Aber schon bald überkamen mich neue Zweifel und Ängste, und nur mit Mühe konnte ich mich beherrschen, nicht aus der Wohnung zu stürmen und ihren Namen zu rufen.

So gern ich auch auf die Straße hinauslaufen und sie suchen wollte, ich wusste doch, dass ich in der Wohnung bleiben musste. Wir würden uns zu Hause wiedertreffen, das war die Absprache, die in Stein gemeißelte Verabredung seit der Grundschule, als ich mit einem Buch über Vorbereitungsmaßnahmen zum Katastrophenschutz aus der Schule gekommen war, in dem Cartoon-Ameisen mit Staubmasken Vorräte sammelten und sich auf irgendeinen nicht genauer beschriebenen Notfall vorbereiteten. Ich hatte die Kreuzworträtsel gelöst, die blöden Fragebögen beantwortet (»Welche Kleidung gehört ins Katastrophengepäck? A. ein Badeanzug – B. mehrere Schichten – C. ein Bastrock – D. Alufolie«) und – zusammen mit meiner Mutter – einen Familienkatastrophenplan entwickelt. Unserer war ganz einfach: Wir würden uns zu Hause treffen. Und wenn einer von uns

nicht nach Hause kommen könnte, würde er anrufen. Aber die Zeit kroch dahin, das Telefon klingelte nicht, und die Zahl der Todesopfer in den Nachrichten stieg von 22 auf 25. Ich wählte noch einmal die Notrufnummer der Stadt.

»Ja«, sagte die Frau, die sich meldete, mit einer aufreizend ruhigen Stimme. »Ich sehe hier, dass Sie schon einmal angerufen haben. Wir haben das notiert.«

»Aber – vielleicht ist sie im Krankenhaus oder so was?«

»Könnte sein. Aber ich kann es leider nicht bestätigen. Wie war Ihr Name, sagten Sie? Möchten Sie mit einem psychologischen Betreuer sprechen?«

»In welches Krankenhaus bringen sie die Leute denn?«

»Tut mir leid, ich kann wirklich nicht ...«

»Nach Beth Israel? Oder Lenox Hill?«

»Das hängt von der Art der Verletzung ab. Die Leute haben Augentraumata, Verbrennungen, alles Mögliche. Überall in der Stadt muss operiert werden ...«

»Und was ist mit denen, die vorhin als tot gemeldet worden sind?«

»Hören Sie zu, ich verstehe Sie, und ich würde Ihnen gern helfen, aber ich habe keine Audrey Decker auf meiner Liste.«

Mein Blick huschte nervös im Wohnzimmer umher. Das Buch meiner Mutter (*Jane und Prudence*, Barbara Pym) lag aufgeschlagen mit den Seiten nach unten auf dem Sofa, und eine ihrer dünnen Cashmere-Strickjacken hing über einer Sessellehne. Sie besaß sie in allen Farben, und diese da war himmelblau.

»Vielleicht sollten Sie zur Armory herunterkommen. Sie haben dort alles für die Angehörigen hergerichtet – es gibt etwas zu essen, jede Menge heißen Kaffee und Leute, mit denen man reden kann.«

»Aber ich frage ja nur, ob es Tote gibt, deren Namen Sie nicht haben? Oder Verletzte?«

»Hören Sie, ich verstehe Ihre Besorgnis. Ich wünschte wirklich und wahrhaftig, ich könnte Ihnen helfen, aber ich kann es nicht. Sie werden angerufen, sobald wir konkrete Informationen haben.«

»Ich muss meine Mutter finden! Bitte! Sie ist wahrscheinlich ir-

gendwo in einem Krankenhaus. Haben Sie keine Idee, wo ich sie suchen könnte?»

»Wie alt sind Sie?«, fragte die Frau misstrauisch.

Ich schwieg erschrocken und legte dann auf. Ein paar Augenblicke lang starrte ich benommen auf das Telefon, erleichtert, aber zugleich schuldbewusst, als hätte ich etwas umgestoßen und zerbrochen. Als ich auf meine Hände schaute und sah, dass sie zitterten, erkannte ich auf eine völlig unpersönliche Art – als fiel mir gerade auf, dass der Akku in meinem iPod leer war –, dass ich ewig nichts mehr gegessen hatte. Noch nie im Leben, außer einmal bei einer Magengrippe, hatte ich so lange nichts gegessen. Ich ging zum Kühlschrank und fand den Karton mit meinem übrig gebliebenen Lo Mein vom Abend zuvor. Ich schlang es an der Küchentheke herunter und stand dabei verwundbar und ungeschützt im grellen Licht der Lampe über mir. Es war auch noch Fu-Yung-Omelett da und etwas Reis, aber ich ließ es für sie stehen, falls sie nach ihrer Rückkehr hungrig sein sollte. Es war ja kurz vor Mitternacht, und bald wäre es zu spät, um noch etwas für sie aus dem Deli bringen zu lassen. Als ich fertig war, spülte ich meine Gabel und das Kaffeegeschirr vom Morgen und wischte über die Theke, damit sie nichts mehr zu tun brauchte, wenn sie nach Hause käme. Sie würde sich freuen, sagte ich mir mit Entschiedenheit, wenn sie sähe, dass ich die Küche für sie saubergemacht hatte. Sie würde sich auch freuen (dachte ich wenigstens), wenn sie sähe, dass ich ihr Gemälde gerettet hatte. Vielleicht würde sie auch wütend werden. Aber ich konnte es ihr erklären.

Im Fernsehen hieß es, sie wüssten jetzt, wer für die Explosion verantwortlich war: Gruppen, die in den Nachrichten abwechselnd als »rechtsextrem« oder als »einheimische Terrorgruppe« bezeichnet wurden. Sie hatten mit einer Speditionsfirma zusammengearbeitet; mithilfe unbekannter Komplizen im Museum war der Sprengstoff in den Hohlräumen der getischlerten Ausstellungsplattformen in den Museumshops verborgen worden, auf denen Postkarten und Kunstbücher gestapelt waren. Ein paar der Täter waren tot, andere wa-

ren verhaftet worden, und wieder andere waren flüchtig. Sie gingen ziemlich weit ins Detail, aber für mich war das alles zu viel.

Ich arbeitete jetzt an der klemmenden Schublade in der Küche; schon lange vor dem Verschwinden meines Vaters war sie nicht mehr aufgegangen. Sie enthielt nichts als Plätzchenformen und ein paar alte Fonduespieße und einen Zitronenschaber, Sachen, die wir nie benutzten. Seit über einem Jahr hatte sie versucht, jemanden von der Hausverwaltung dazu zu bringen, dass er die Schublade reparierte (zusammen mit dem kaputten Türknauf, einem tropfenden Wasserhahn und einem halben Dutzend anderen ärgerlichen Kleinigkeiten). Ich nahm ein Buttermesser und stocherte damit an den Rändern der Schublade herum, und dabei achtete ich darauf, nicht mehr Farbe abzusplintern, als sowieso schon abgesplittert war. Die Wucht der Explosion vibrierte immer noch tief in meinen Knochen, ein inneres Echo des Klingens in meinen Ohren, aber schlimmer war, dass ich immer noch das Blut riechen konnte und den Salz- und Zinngeschmack im Mund hatte. (Das sollte noch tagelang so bleiben, aber das wusste ich da noch nicht.)

Während ich an der Schublade herumfummelte, überlegte ich, ob ich jemanden anrufen sollte, und wenn ja, wen. Meine Mutter war ein Einzelkind. Ich hatte zwar formal gesehen einen Satz Großeltern – den Dad und die Stiefmutter meines Vaters in Maryland –, aber ich wusste nicht, wie ich sie erreichen konnte. Das Verhältnis zwischen meinem Dad und seiner Stiefmutter Dorothy, einer ostdeutschen Einwanderin, die sich vor ihrer Ehe mit meinem Großvater ihren Lebensunterhalt als Büroreinigungskraft verdient hatte, war gerade noch höflich zu nennen (mein Dad, immer ein raffinierter Schauspieler, machte sie auf grausam komische Weise nach: eine Art batteriegetriebene Hausfrau mit zusammengepressten Lippen, ruckhaften Bewegungen und einem Akzent wie Curd Jürgens in *Luftschlacht um England*). Aber auch wenn die Abneigung meines Dads gegen Dorothy schon groß genug war, galt seine Hauptfeindschaft doch Grandpa Decker, einem großen, fetten, beängstigend aussehenden Mann mit roten Wangen und schwarzen (ich glaube,

gefärbten) Haaren, der dauernd Westen und grelle Karos trug und es für richtig hielt, Kinder mit dem Gürtel zu verprügeln. *Kein Picknick* war der Ausdruck, den ich vor allen anderen mit Grandpa Decker assoziierte. Mein Dad sagte beispielsweise: »Das Leben mit diesem Mistkerl war kein Picknick«, oder: »Glaub mir, das Abendbrot war nie ein Picknick bei uns zu Hause.« Ich hatte Grandpa Decker und Dorothy nur zweimal im Leben gesehen, in angespannten und aufgeladenen Situationen, in denen meine Mutter im Mantel und mit der Handtasche auf dem Schoß vorgebeugt auf dem Sofa saß und sich tapfer bemühte, ein Gespräch zu führen, das stolpernd im Treibsand versackte. Vor allem erinnerte ich mich an das gezwungene Lächeln allenthalben, an den stickigen Geruch von Pfeifentabak mit Kirscharoma und an Grandpa Deckers nicht besonders freundliche Warnung, ich solle meine klebrigen kleinen Pfoten von seiner Modelleisenbahn lassen (einem Alpendorf, das ein ganzes Zimmer in ihrem Haus in Anspruch nahm und nach seinen Angaben mehrere zehntausend Dollar wert war).

Jetzt hatte ich es geschafft, die Klinge des Buttermessers zu verbiegen, indem ich es allzu kräftig in die seitliche Ritze neben der verklemmten Schublade gestoßen hatte. Es war eins der wenigen guten Messer meiner Mutter, ein silbernes, das ihrer Mutter gehört hatte. Unverdrossen versuchte ich es wieder geradezubiegen; ich nagte an der Unterlippe und konzentrierte meine gesamte Willenskraft auf diese Arbeit, denn die ganze Zeit über blitzten hässliche Bilder des Tages auf und flatterten mir ins Gesicht. Nicht daran zu denken war so, als wollte ich nicht an eine lila Kuh denken. Ich konnte dann immer nur an die lila Kuh denken.

Unvermittelt rutschte die Schublade heraus. Ich starrte das Durcheinander an: verrostete Batterien, eine kaputte Käsereibe, die Schneeflocken-Keksförmchen, die meine Mutter seit meiner Einschulung nicht mehr benutzt hatte, zusammengepfertcht mit zerfetzten alten Take-away-Speisekarten von Viand und Shun Lee Palace und Delmonico's. Ich ließ die Schublade weit offen – damit sie sie als Erstes sähe, wenn sie hereinkäme –, wanderte hinüber zur Couch, wickel-

te mich in eine Decke und blieb aufrecht sitzen, damit ich die Wohnungstür im Auge behalten konnte.

Meine Gedanken drehten sich im Kreis. Lange Zeit saß ich fröstelnd und mit roten Augen im Lichtschein des Fernsehers. Bläuliche Schatten flackerten unbehaglich auf und ab. Eigentlich gab es nichts Neues; immer wieder kamen nächtliche Aufnahmen des Museums (das jetzt völlig normal aussah, abgesehen von dem über die Bürgersteige gespannten gelben Flatterband, den bewaffneten Posten vor dem Eingang und den Rauchfetzen, die gelegentlich vom Dach in den flutlichtbeleuchteten Himmel hinaufwehten).

Wo war sie? Warum war sie noch nicht zu Hause? Sie würde eine gute Erklärung haben; das alles würde sich in nichts auflösen, und die Sorgen, die ich mir jetzt machte, würden völlig albern aussehen.

Um sie aus meinen Gedanken zu vertreiben, konzentrierte ich mich angestrengt auf ein Interview vom Abend, das jetzt wiederholt wurde. Ein bebrillter Kurator mit Tweedjackett und Fliege redete – sichtlich erschüttert – davon, wie unerhört es sei, dass man keine Fachleute ins Museum ließ, die sich um die Kunstwerke kümmern könnten. »Ja«, sagte er, »ich verstehe, dass es sich um einen Tatort handelt, aber diese Bilder sind sehr empfindlich gegen jede Veränderung von Luft und Umgebungstemperatur. Sie können beschädigt sein, durch Wasser, Chemikalien oder Rauch, und der Zustand kann sich in diesem Augenblick weiter verschlimmern. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass Konservatoren und Kuratoren Zugang zu den betroffenen Bereichen erhalten, um den Schaden so schnell wie möglich zu taxieren ...«

Ganz plötzlich klingelte das Telefon – unnatürlich laut, wie ein Wecker, der mich aus dem schlimmsten Albtraum meines Lebens riss. Meine Erleichterung war unbeschreiblich. Ich stolperte und wäre beinahe auf das Gesicht gefallen, als ich nach dem Apparat hechtete. Ich war sicher, dass es meine Mutter war, aber als ich auf das Display schaute, erstarrte ich: NYDoCFS.

New York Department für – was? Einen halben Herzschlag lang

startete ich verwirrt auf das Telefon. Dann raffte ich es an mich.
»Hallo?«

»Hallo«, sagte eine Stimme, gedämpft und beinahe unheimlich sanft. »Mit wem spreche ich?«

»Theodore Decker«, sagte ich verblüfft. »Wer ist denn da?«

»Hallo, Theodore. Mein Name ist Marjorie Beth Weinberg, und ich bin Sozialarbeiterin beim Department of Child and Family Services.«

Der Kinder- und Familiendienst? »Was ist los? Rufen Sie wegen meiner Mutter an?«

»Du bist Audrey Deckers Sohn? Ist das richtig?«

»Meine Mutter! Wo ist sie? Geht es ihr gut?«

Eine lange Pause – eine schreckliche Pause.

»Was ist los?«, rief ich. »Wo ist sie?«

»Ist dein Vater da? Kann ich ihn sprechen?«

»Er kann nicht ans Telefon kommen. Was ist los?«

»Es tut mir leid, aber es handelt sich um einen Notfall. Es ist sehr wichtig, dass ich jetzt mit deinem Vater spreche. Sofort.«

»Was ist mit meiner Mutter?« Ich stand auf. »Bitte! Sagen Sie mir nur, wo sie ist! Was ist passiert?«

»Du bist doch nicht allein, oder, Theodore? Ist da ein Erwachsener bei dir?«

»Nein, die sind Kaffee trinken gegangen.« Wie wild schaute ich mich im Wohnzimmer um. Ballerinas, schräg unter einem Sessel. Violette Hyazinthen in einem mit Folie umwickelten Blumentopf.

»Dein Vater auch?«

»Nein, der schläft. Wo ist meine Mutter? Ist sie verletzt? Was ist passiert?«

»Es tut mir leid, aber ich muss dich bitten, deinen Vater zu wecken, Theodore.«

»Nein! Das kann ich nicht!«

»Ich fürchte, es ist wichtig.«

»Er kann nicht ans Telefon kommen! Warum sagen Sie mir nicht einfach, was los ist?«

»Tja, wenn dein Dad nicht zur Verfügung steht, sage ich dir vielleicht am besten, wie er mich erreichen kann.« Die Stimme klang zwar sanft und mitfühlend, aber sie erinnerte mich an den Computer HAL in *2001: Odyssee im Weltraum*. »Bitte sag ihm, er soll sich so schnell wie möglich bei mir melden. Es ist wirklich sehr wichtig, dass er mich zurückruft.«

Als ich aufgelegt hatte, saß ich lange Zeit ganz still da. Die Uhr am Herd, die ich vom Sofa aus sehen konnte, zeigte 2:45. Noch nie war ich um diese Zeit allein und wach gewesen. Das Wohnzimmer, sonst so luftig und offen und beschwingt von der Anwesenheit meiner Mutter, schrumpfte zu kaltem, fahlem Unbehagen zusammen, wie ein Ferienhaus im Winter: dünne Stoffe, ein rauer Sisalteppich, Papierlampenschirme aus Chinatown und die Sessel zu klein und zu leicht. Die Möbel sahen spindeldünn aus, als balancierten sie nervös auf den Zehenspitzen. Ich fühlte meinen Herzschlag, hörte das Klicken und Ticken und Zischen des großen, betagten Gebäudes, das um mich herum schlummerte. Alles schlief. Sogar das ferne Hupen und das gelegentliche Rumpeln von Lastwagen drüben in der 57th Street klangen matt und ungewiss wie Geräusche von einem anderen Planeten.

Bald, das wusste ich, würde sich der Nachthimmel dunkelblau färben, und der erste zarte, frostige Schimmer des Tageslichts im Monat April würde sich ins Zimmer stehlen. Müllautos würden dröhnend die Straße entlangpoltern, im Park würden die Singvögel des Frühlings anfangen zu zwitschern, und in Schlafzimmern überall in der Stadt würden die Wecker losgehen. Männer, die am Heck vom Lastwagen hingen, würden dicke Zeitungspacken, *Times* und *Daily News*, klatschend auf den Gehweg neben dem Zeitungsstand werfen. In der ganzen Stadt würden Mütter und Väter mit wirrem Haar in Unterwäsche und Bademantel umherschleudern und Kaffee aufsetzen, den Toaster einschalten und die Kinder für die Schule wecken.

Und was würde ich tun? Ein Teil meiner selbst war unbeweglich, gelähmt von Verzweiflung wie bei einer Ratte, die in einem Labor-

